

Reising. n.

2599

Leucht-  
und  
Brandkugeln.

I. Heft.

Aufgeschnittene oder beschmutzte Exemplare werden unter  
keiner Bedingung zurückgenommen.

Reising. a. 2599

In allen Buchhandlungen ist vorrätzig:

- D. J. Baratta, praktische Beobachtungen über die vorzüglichsten Augenkrankheiten. Aus dem Ital. übersetzt von E. W. Güntz. Mit illum. Kpfrn. 2 Thle. 2 Thlr. 12 Gr.
- J. Barzellotti, Tabellen der praktischen Heilkunde, Aus d. Italien, übersetzt von E. W. Güntz. 1 Thlr. 6 Gr.
- Dr. E. F. A. Baumann, über den Krebs im allgemeinen, nebst der Anzeige eines sehr wirksamen bisher geheim gehaltenen Mittels gegen den Lippen- und Gesichtskrebs. br. 12 Gr.
- A. F. Chomel, die Fieber- und Pestkrankheiten. Aus dem Franz. übers. v. Dr. G. W. Becker. 2 Thlr.
- M. L. Fournier, Handbuch der Syphilis, oder Bemerkungen über das Gift, die Wirkungen, Ansteckung, Behandlung, Schutzmittel und irrigen Ansichten der venerischen Krankheit, mit Tabellen, aus dem Franz. übersetzt von Dr. G. Wendt. br. 18 Gr.
- C. Geissler, Beschreibung und Abbildung künstlicher Hände und Arme. Nebst einer Vorrede von Dr. Jörg. Mit 3 Kpfrn. geh. 12 Gr.
- J. Howship, Beobachtungen über den gesunden und krankhaften Bau der Knochen, und Versuch, die Krankheiten derselben zu ordnen, Aus dem Englischen übersetzt von Dr. L. Cerutti. Mit 14 lithographirten Abbildungen. br. 1 Thlr. 16 Gr.
- Dr. J. Ch. G. Jörg, Aphorismen über die Krankheiten des Uterus und der Ovarien, zur Würdigung zweier vom Herrn Hofrath Oslander in Leipzig unternommenen Operationen. Mit Zusätzen. br. 1 Thlr. 4 Gr.
- Dessen Lehrbuch der Hebammenkunst. 3te verbesserte und vermehrte Aufl. mit 9 Kpfrn. 2 Thlr.
- Dessen Schriften zur Beförderung der Kenntniss des Weibes und Kindes im Allgemeinen und zur Bereicherung der Geburtshilfe insbesondere. 2r Theil. Mit Kpfrn. 2 Thlr. 8 Gr.
- Dessen über Klumpfüsse, und eine sichere und leichte Heilart derselben. Mit Kpfrn. br. 1 Thlr. 14 Gr.
- F. Lallemand, anatomisch-pathologische Untersuchungen über das Gehirn und seine zugehörigen Theile. Aus dem Französischen übers. von Dr. K. Weese. 2 Theile. 2 Thlr. 16 Gr.
- Dessen Beobachtungen über die Krankheiten der Harnwerkzeuge. Aus dem Franz. übers. von A. W. Pestel. 2 Theile. Mit lithograph. Blättern. 2 Thlr.
- B. Lebreton, Untersuchungen über die Ursachen und die Behandlung von mehreren Krankheiten der Neugeborenen. Aus dem Franz. übersetzt von Dr. G. Wendt. br. 12 Gr.

Homöopathische und allöopathische

LEUCHT-

UND

BRANDKUGELN

*Die Wahrheit widerspricht unserer Natur, der Irrthum nicht, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde: die Wahrheit fodert, dass wir uns für beschränkt erkennen sollten, der Irrthum schmeichelt uns, wir seyen auf eine oder die andere Weise unbegrenzt*

Göthe

Ersten Bandes erster Heft

L e i p z i g

Magazin für Industrie und Literatur

1830



H e r r n

*Moritz Wilhelm Müller*

*Doctor der Philosophie, Medicin und Chirurgie  
Mitgliede mehrerer gelehrten Vereine  
und  
ausübendem Arzte in Leipzig*

aus

Hochachtung und Liebe

gewidmet

vom

*Herausgeber*

---

## V o r r e d e.

---

Eine möglichst vollständige Sammlung und unpartheyische Zusammenstellung alles dessen, was in Deutschlands öffentlichen Blättern und Zeitschriften für und wider die Homöopathik bisher gesagt ward, ist — unsres Bedünkens — ein Unternehmen, das für die jetzige und für die Nachwelt Nutzen und Interesse haben kann. Denn Allen, die mit der Zeit vorwärts gehen, sowohl Aerzten als Nichtärzten, dürfte, bey dem gegenwärtigen, vor dem grossen Publikum geführten Streite über die Vorzüge des allöopathischen und homöopathischen Heilverfahrens, es nicht unlieb seyn, das an vielen Orten Zerstreute und zum Theil mit Unrecht Vergessene über diesen hochwichtigen Gegenstand, — der schon an und für sich die regste, allgemeine Theilnahme heischt, da er die schätzbarsten irdischen Güter, Leben und Gesundheit, betrifft, — oder auch das minder oder gar nicht Bekanntgewordene über denselben, heysammen zu finden. Zugleich wird man nicht verkennen, dass diese Sammlung, welche den Besitzern derselben einen nicht unbedeutenden Kosten- und Zeitaufwand erspart, den bess-

ten Vorrath von Beyträgen zu einer die belehrendsten Aufschlüsse gebenden Geschichte der Homöopathik enthalte. Der Anfang einer solchen Sammlung ist mit diesem Hefte versucht worden, das lauter werthvolle, und sehr zu beherzigende Aufsätze aus dem allgemeinen Anzeiger der Deutschen enthält, den man gleichsam als die Wiege der Homöopathik betrachten kann. Findet dieser Versuch, welcher nur aus reiner Liebe zur Wahrheit und Beförderung des Guten gemacht ward, beyfällige Anerkennung des Publikums: so wird die Fortsetzung schnell in diesem gleichen Heften erfolgen, deren vier einen Band ausmachen, und die nach und nach zusammen ein lehrreiches und angenehmes Werk bilden werden, das man bis jetzt vermisste und das segensvolles Licht über die Heilkunde verbreiten wird, von der Günther schon längst sang:

— — — *Ist irgend einer Kunst,  
Worin Verwirrung, Zank und Thorheit, Hass und Dunst,  
Und Wahn und Vorwitz herrscht: so ist es in den Schulen,  
Wo Bader und Barbier mit Meditrinen buhlen.*

Ueber den Titel dieser Sammlung, der einerseits dem Zeitgeiste, andererseits dem speculativen Bedürfnisse der commerciellen Betriebsamkeit gemäss eingerichtet ist, wird Niemand rechten und gewiss Jedermann den Preis äusserst billig finden.

Leipzig, geschrieben in der Jubilate-Messe 1830.

## I.

*Bemerkungen über das Scharlachfieber.*

(Num. 160. Allgemeiner Anzeiger der Deutschen, d. 18. Jun. 1808.)

Das lösartige Ausschlagfieber, was seit acht Jahren in Deutschland wüthete und viele Tausende von Kindern und ältern Personen oft so unvermuthet, so schnell und mit vorher noch nie unter solchen Umständen erhörten Zufällen tödtete, diese fast von jedermann Scharlachfieber genannte mörderische Krankheit ist nichts weniger als wahres Scharlachfieber, sondern eine vor dem Jahre 1800 noch nie in Deutschland erschienene, eine neue Krankheit, die man, des dabey gewöhnlichen rothen Friesels wegen, Purpurfriesel (*purpura miliaris*) nennen könnte, und welche damals zuerst aus Westen über Hessen, Bamberg, Bayreuth, Thüringen und Voigtland nach Sachsen vordrang, und von da sich seitdem nach fast allen Gegenden ausbreitete.

Wenn es bewiesen werden kann, dass diess eine neue Krankheit, und von dem alten wahren Scharlachfieber (was sich ältere Leute noch recht gut erinnern können, in ihrer Jugend bey sich und andern beobachtet zu haben) himmelweit verschieden ist, so wird es recht wohl begreiflich werden, wie es kam, dass die Aerzte mit der neuen Krankheit gar nichts anzufangen wussten, und dass ihnen anfangs hinstarb, was daran sterben wollte, ja, dass ihre Bemühungen dabey mehr schaden, als nutzten, weil sie immer in dem Wahne standen, sie hätten noch das alte wahre Scharlachfieber vor sich, und so durch diese unglaubliche Namen- und Sachverwechslung verleitet würden, die neue Krankheit auf gleiche Art zu behandeln, wie man ehemals mit dem echten Scharlachfieber gethan hatte, (durch Warmhalten, Fliederblumenthee u. s. w.) Ein solcher Missgriff, eine solche Verwechslung zweyer so höchst verschiedenen Krankheiten im Erkennen und Behandeln musste natürlich einen sehr unglücklichen Erfolg haben, wie auch die Erfahrung durch die vielen tausend Todesfälle an dieser neuen Krankheit bewiesen hat.

Neu ist diese Krankheit bey uns, denn man hat keine Spur, dass je vorher in Deutschland ein solches Purpurfriesel geherrscht habe.

Die vor 74 Jahren in Strásburg von Salzmann beschriebene Epidemie war ein weisses Friesel — weisse Bläschen auf weisser Haut — und wich schon darin von unserm neuen Frieselfieber ab, dass Knaben und Greise fast gänzlich davon verschont, und grösstentheils nur Jünglinge und Männer von 20 bis 40 Jahren davon ergriffen wurden; Bräune war dabey sehr selten.

Die von Welsch in Leipzig vor 150 Jahren beschriebene Friesel-Epidemie bestand auch aus weissem, hirsenähnlichen Ausschlage, und befiel bloss Wöchnerinnen; vielleicht eine durch heisses Verhalten künstlich erregte Krankheit.

Die neueste Friesel-Epidemie, welche Brüning vor 36

Jahren in der Gegend des Niederrheins beobachtet, weicht ebenfalls von unsrer neuen Krankheit schon dadurch ab, dass davon Kinder von fünf Jahren und darunter grösstentheils frey blieben, Frauenspersonen aber häufiger als Mannspersonen davon befallen wurden, — dass sie kritische Tage hielt und ebenfalls weisses Friesel war, was erst ein Paar Tage auf rothen Flecken stand, die am siebenten Tage vergingen und das weisse Friesel auf weisser Haut noch drey bis sieben Tage stehen liessen.

Unserm jetzigen Purpurfriesel noch am nächsten kommen die Epidemien, welche in älteren Zeiten (vor 1710) D. v. Hamilton in Indien, und Carl Allione (vor 1758) in Turin beobachtet hat.

Die übrigen Beobachter aber erwähnen nur hier und da bey einzelnen Personen gesehene Friesel, welche gemeinlich nur vom Gebrauche hitziger, schweissstreibender Mittel, besonders der Opiate erzeugt waren, nicht epidemisch grassirten, und von ihnen nur unkenntlich angedeutet wurden.

Neu ist übrigens unser Frieselfieber und höchst verschieden von dem echten Scharlachfieber, wie folgende Vergleichung zeigen wird:

#### Das neue rothe Friesel

(welches man die letzten acht Jahre für Scharlachfieber ausgegeben hat)

befällt Personen von jedem Alter; der Ausschlag besteht aus purpurrothen (*Jani*), aus (ins Bräunliche fallenden) dunkelrothen\*) Stellen, die auf den Druck mit der Fingerspitze keinen weissen Fleck hinterlassen, sondern unverändert und dunkelroth bleiben, von scharf abgeschnittener — von begrenzter Röthe, stets mit dunkelrothen Frieselkörnchen dicht besetzt, welche weniger hoch über der Haut hervorragend, als tief in derselben steckend, gleichwohl dem Auge und dem fühlenden Finger bemerkbar sind.

Dieser Ausschlag befällt unbestimmt bald diesen, bald jenen Theil des Körpers — es gibt keine Stellen des Körpers, die er besonders liebt, oder an denen er sich auf eine besondere Art verhielte (*Stieglitz*). Am häufigsten, am liebsten im Allgemeinen befällt er die bedeckten Theile und Biegungen der Gelenke; am wenigsten das Gesicht. Der Ausschlag ist gewöhnlich ohne Geschwulst (*Stieglitz*).

Dieses Ausschlagfieber hat keinen bestimmten regelmässigen Gang, wie andere exanthematische Fieber (*Stieglitz*) —; unbestimmt, oft einige Wochen steht dieses Friesel bald hier bald da; es gibt keine gewisse Zeit seines Vergehens.

Oft verschwindet das rothe Friesel plötzlich zu unbestimmter Zeit, mit erhöhter Lebensgefahr, gewöhnlich mit plötzlich darauf folgendem Tode.

Der Ausschlag kann stark oder fast gar nicht da seyn, ohne dass Gutartigkeit oder Bösartigkeit der Krankheit damit zusammenhänge (*Stieglitz*). Bey fast unmerklichem Ausschlage ist oft die grösste Gefahr, das bösartigste Fieber —; bey allgemeinem, starken Ausschlage ist oft völlige Gutartigkeit und Gelindigkeit der Krankheit.

\*) Daher könnte man es ohne Bedenken Purpurfriesel (*purpura miliaris*) nennen. Wer könnte wohl diesen dunkelrothen Ausschlag mit der hellen feurigen Farbe des Scharlachfiebers verwechseln?

Bloss die dunkelrothen Frieselstellen schwitzen, und bloss wo der ganze Körper damit überzogen ist, schwitzt der Kranke über und über, wie in der wittenberger Epidemie.

Diese fälschlich für Scharlachfieber ausgegebene, erst seit der Mitte des Jahres 1800 erschienene\*) neue Frieselkrankheit, welche, wie jede neu entstandene Seuche, anfangs, wo sie zuerst hinkam, als Epidemie äusserst mörderisch wüthete (es gab davon keine gutartige Epidemie), dann von Zeit zu Zeit oft mehrere mahl im Jahr an denselben Ort zurückkehrte (nicht selten dieselben Personen ergriff), in den erstern Jahren noch immer mehrere Familien nach einander befiel, in den den letztern Jahren zwar nie lange Zeit ausblieb, aber doch nicht völlig epidemisch wieder herrschte, vielmehr nur einzelne Familien an einem Orte, auch wol nur einzelne Personen befiel, (ob sie gleich nicht viel weniger tödtlich war) — scheint in einigen Jahren vollends ganz verlöschen zu wollen, wie das englische Schweissfieber zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts.

Ausser den Schweissmitteln, Fliederblumenthee u. s. w., und den warmen Betten, wodurch man den Ausschlag (gewöhnlich mit unglücklichem Erfolge) auf der Haut zu erhalten suchte, hat man auch die Abführungsmittel, namentlich die Quecksilber-Arzneyen für gut in diesem Ausschlagfieber finden wollen; indess hat Aconit bey gemässigt kühlem Verhalten noch die meisten gerettet. Thöricht war es, die Belladonna gegen diese neue Frieselkrankheit auf die Probe setzen zu wollen, die, wie wir sehen, nichts weniger als wahres Scharlachfieber ist.

#### Das alte, wahre Scharlachfieber

befällt nur Kinder bis zum zwölften Jahr (*Sim. Schulze*) — befällt nur Kinder, fast nie Erwachsene (*Plenciz, Sennert*); die Röthe der Haut ist eine rothlaufartige, feuerfarbige Röthe (*Sennert*) —; eine helle Scharlachröthe, dem Rothlauf an Farbe, und dadurch ähnlich, dass sie durch den Druck mit der Fingerspitze sogleich verschwindet und einen weissen Fleck zeigt, der sich alsbald wieder röthet (*Navier*) —; die Röthe ist wie von gesottenen Krebsen (*Act. med. Berol.*) —; eine Zinnoberröthe (*Plenciz*).

Die glatte glänzende Hautröthe verläuft in die benachbarten weissen Theile unbemerkt und in unmerklich abgestuften Nüancen, wie Rose (Rothlauf), und ist nie begrenzt —; sie wird von Zeit zu Zeit bald etwas weniger blässer, bald etwas weniger röther und unbemerkt und fast alle Augenblicke breitet sie sich bald weiter aus, bald zieht sie sich wieder auf ihre Stelle zurück (*Navier*).

Keiner der genannten Hauptschriftsteller gedenkt frieselartiger Erhebungen der hellgerötheten Hautstellen —; die Haut der gerötheten Theile ist völlig eben und glänzend glatt (*Hahnemann*) —; die rothen Stellen der Haut sind ganz glatt und ohne Unebenheiten oder Erhebungen (*Plenciz, Op. tract. III, p. 49*) — und dadurch ist das Scharlachfieber verschieden von jedem Friesel (*Plenciz, ib. p. 58.*)

Am liebsten und zuerst befällt die Röthe des wahren Scharlachfiebers die unbedeckten und wenig bedeckten Theile,

\*) In der ersten Hälfte des Jahres 1800 herrschte noch wahres Scharlachfieber, und ein paar Monate nachher kam die neue Frieselkrankheit.

die zugleich etwas anschwellen, so weit die Röthe geht. Zuerst entsteht die Röthe und Geschwulst im Gesichte, (*de Gorter, Plenciz*) — zuerst im Gesichte, Hals und Brust (*Plenciz*) — die Scharlachröthe überzieht zuerst unter einiger Geschwulst das Gesicht (Hals und Brust), die Hände und die äussern Füsse, und erst von diesen Theilen aus verbreitet sie sich, rothlaufartig (in den schlimmern Fällen), auf den übrigen Körper (*Hahnemann*).

In jedem wahren Scharlachfieber erscheint die Röthe an den benannten Theilen zugleich mit der Fieberhitze, und ist im gutartigen Scharlachfieber drey bis vier Tage (*Plenciz, Sennert*), im bösartigen sieben Tage sichtbar (*Plenciz*) — und vergeht durch allmähliches Erblässen von Tage zu Tage mehr. Die zuerst roth gewordenen Theile werden zuerst blass (*Plenciz*).

Keiner dieser Hauptschriftsteller gedenkt eines plötzlichen Verschwindens der Röthe des wahren Scharlachs während des Fiebers. Auf das successive Verbleichen der Röthe bis zu den gedachten bestimmten Tagen erfolgt Fieberlosigkeit und Abschuppung (*Sennert, Plenciz, de Gorter, Sim. Schütze*). Selbst im Tode bleiben die bisher gerötheten Stellen gefärbt und werden violet (*Navier*).

Je stärker und ausgebreiteter die Röthe des wahren Scharlachfiebers ist, desto bösartiger ist jedesmal das Fieber (*Hahnemann*).

Keiner der gerötheten Theile im wahren Scharlachfieber schwitzt während der Krankheit, (hierin stimmen alle jene Hauptschriftsteller mit einander überein) ist die Haut feucht, so ist sie es bloss an den Stellen, welche noch nicht geröthet sind. Kein Rothlauf schwitzt, und eben so wenig wahre Scharlachröthe. Erst wenn das Fieber sein Ende erreicht und allmählig alle Röthe verblichen ist, erst dann entsteht, zuweilen allgemeiner Schweiß und darauf Abschuppung (*Sim. Schütze*), und auch ohne Schweiß entweicht die Krankheit (*Act. med. Berol.*)

Das wahre Scharlachfieber ist eine alte Krankheit, welche seit zwey Jahrhunderten in Deutschland und andern Ländern genau beobachtet, stets nur als Epidemie und Pandemie erschien, immer fast unbedingt und fast ohne Ausnahme jedes noch nicht damit befallene Kind ansteckte (nie diejenigen, welche es schon einmal gehabt hatten), seltner bösartig, öfterer gutartig, zuweilen in ganz gelinden Epidemien (*Sydenham, de Gorter, Nenter, Juncker*) fast ohne ein einziges Kind unter Tausenden zu tödten, herrschte, wol nie, oder höchst selten sporadisch vorkam, und eben weil es fast jederzeit pandemisch alle noch unangesteckte Kinder ergriff, unter sechs, acht Jahren nicht Subjecte genug zum Anstecken vorfand, daher fast nie unter sechs, acht bis zwölf Jahren wieder erschien, und dieses seltenen Wiederkommens wegen auch den ältesten Aerzten fast nie über drey mahl in ihrem Leben vorkam und deshalb unsern jüngern Aerzten fast gänzlich unbekannt blieb.

In diesem alten, wahren Scharlachfieber dient als Verhütungsges- und Heilmittel die Belladonna,

## II.

### Ueber den jetzigen Mangel aussereuropäischer Arzneyen.

(Num. 207. Allgem. Anzeiger der Deutschen, d. 24. Aug. 1808.)

Die öffentlichen lauten Klagen über Mangel an ausländischen Arzneyen, und noch zuletzt die Klage darüber (in Nr. 176. des allgem. Anzeig.) von unsrem lieben, menschenfreundlichen Faust gingen mir zu Herzen, zumahl da auch ich un-

längst aus einer der berühmtesten Apotheken in einer der berühmtesten Städte Deutschlands statt verschriebener ausgelesensten, besten Myrris, Stücke eines fast wie Myrrhe aussehenden, bey der Pülverung aber äusserst ekelhaft stinkenden Marzes erhielt, welches von einer unbekanntem Doldenpflanze herzurühren schien, und nichts weniger als Myrrhe war.

„Was soll aus dieser Meerblockade Europas, was soll aus diesem Mangel der unentbehrlichsten fremden Arzneyen werden?“ höre ich Arzt und Kranken mit gleicher Aengstlichkeit rufen — „zumahl da die weisesten Männer das Substituiren der einen Arzneey durch eine ganz andre für einen erbärmlichen Missgriff halten, indem keine Substanz in der Natur dieselben Eigenschaften als die andre hat, auch nicht haben kann, da sie charakteristisch schon in Aeussern verschieden sind, und kein Kalbfleisch zu Schöpfensfleisch oder Schweinefleisch, keine Quecke zur Sassaaparille werden kann.“

In der That scheint dieser täglich steigende Mangel an ausländischen Arzneyen zu einer grossen, unübersehlichen grossen Noth zu werden.

Man wird zwar die Speicher der Droguisten und vieler Apotheker, nach wie vor, auch wenn die meisten Exotica in der That wirklich schon fehlen, bey diesem offenbaren und klaren Mangel der ausländischen Arzneey-Erzeugnisse ununterbrochen angefüllt finden, doch — nur mit Waaren, die, Dank sey's dem bekannten Unterschiebungstalent, ausser einer äussern Aehnlichkeit nichts oder fast nichts von dem inneren wahren Wesen der echten Droge behalten haben werden, sorgfältig in Fässern, Kisten und Büchsen aufbewahrt, an denen der ehrliche Name mit dauerhafter Oelfarbnisfarbe noch von der Vorzeit her aufgeschrieben steht; der mag dann die Garantie für die Richtigkeit des Inhalts leisten! Aber, Gott! welches *quid pro quo* wird der Kenner darin antreffen! Es schaudert jeder Menschenfreund vor den traurigen Folgen zurück, die solche falschen Dinge auf die Kranken haben müssen.

Es ist nahe daran, dass der Kenner gar keine echten aussereuropäischen Arzneyen mehr antreffen wird.

Diese Noth ist gross und unübersehlich, aber fast möchte ich wagen zu behaupten, sie sey eine gerechte Strafe Gottes für den ungläublichen Missbrauch, den wir von diesen Arzneyen bisher machten. Der Schwelger kommt leicht in den Fall, dass er Mangel leide, und das mit Recht.

Wenn man bedenkt, wie viel Pfunde China allein irgend ein beschäftigter Arzt jährlich in seiner Praxis bisher verbrauchte, (einer bey London brauchte, notorisch, 500 Pfund jährlich) und wie gross die Menge der Aerzte sey, die eine grosse Menge Arzneey geben, so erschrickt man vor den Quantitäten der bisher verbrauchten ausländischen Arzneyen.

Aber, gütigster Gott! war diess kein Missbrauch deiner edlen Gaben? War die grosse Menge von Tränken, Theen, Mixturen, Latwergen, Tropfen, Pulvern, Pillen, in kurzen Zwischenzeiten, oft esslöffel- und theetassenweise eingegeben, oft mehrmahls des Tages mit andern abgewechselt, und das vorige, kaum angerührt, wieder weggesetzt und von zwey, drey andern Arzneyen ersetzt, (oder vielmehr verdrängt); war die unsägliche Menge von Arzneyen zu Räucherungen, zu trocknen und narren Umschlägen, zu ganzen und halben Bädern und Klystiren u. s. w. — war diess alles kein Missbrauch der edeln, theuern, so weit her geholten Erzeugnisse fremder Welttheile?

Ja, wenn dargethan werden könnte, dass eine solche Menge Arzneyen zur Hülfe der Kranken nothwendig und unentbehrlich gewesen wärel. Dann wäre es etwas anders. Dann fiel die Schuld auf den Einrichter des Erdballs, der gerade uns, die wir so viel davon nöthig haben, diese Bedürfnisse nicht an Haselsträuchen, Weidenbäumen, in Wiesen, Wäldern und an allen Zäunen in Menge wachsen liess.

Doch, Ehre ihm, dem weisen Erhalter der Menschen! Ein solcher Aufwand, eine solche Verschwendung von ausländischen und einheimischen Arzneyen war nie zur Genesung der Kranken nöthig. Es war nicht bloss Verschwendung (dann wäre es weiter nichts gewesen, als das Anzünden einer Tabackspfeife an einer Banknote); nein, es war eine wahre Versündigung an der echten Kunst und an dem Wohle der Kranken.

Wurden die Armen nicht oft weit eher gesund, die keine Arzney brauchen konnten, an eben der Art Uebel, wo der bemittelte Kranke alle Fenster voll mit grossen Arzneyflaschen besetzt hatte? Dieser musste oft weit länger nach seiner Cur hintennach kranken, auch wol in ein oder mehrere Bäder reisen, um die Nachwehen wieder los zu werden, welche die ungeheure Menge starkwirkender, gewöhnlich nicht passender, also schädlicher Arzneyen bey ihm zurückgelassen hatte.

Es muss doch einmal laut und öffentlich gesagt werden; und so sey es denn vor aller Welt laut und unverhohlen gesagt: unsre Arzneykunst braucht vom Haupte bis zum Fusse eine völlige Reformation. Was nicht seyn sollte, geschieht, und was das Wesentlichste ist, wird völlig übersehen. Das Uebel ist so schlimm geworden, dass nicht die gut gemeinte Gelindigkeit eines Johann Huss mehr hilft, sondern dass der Feuergeist eines felsenfesten Martin Luther den ungeheuern Sauerteig ausfegen muss.

Keine Wissenschaft, keine Kunst, ja selbst kein Handwerk ist so wenig auf dem Gange der Zeit fortgeschritten, keine Kunst ist so sehr in ihrer ursprünglichen Unvollkommenheit zurückgeblieben, als die Arzneykunst.

Bald folgte man dieser Mode, bald einer andern, bald diesem Lehrgebäude, bald jenem, und wenn das neuere nicht zu taugen schien, so suchte man das alte, (schon damals untauglich befundene wieder hervor. Immer curirte man, nicht nach Ueberzeugungen, sondern nach Meinungen, wovon jede um so künstlicher und gelehrter war, je weniger sie taugte, so dass wir nun dahin gekommen sind, dass wir zwar die unselige Wahl haben, eine von den vielen Methoden, die fast alle gleich lahm sind, uns trostlos auszusuchen, aber gar keine feste Norm zum Handeln, keine festen Grundsätze zum Heilen, die anerkannt die besten wären. Jeder verfährt nach dem, was ihm seine Schule lehrte und was ihm seine Einbildung heisst, und jeder findet in dem unermesslichen Magazine von Meinungen Vertreter, auf die er sich berufen kann.

Die Curart der meisten Krankheiten durch Ausfegen des Magens und Darmkanals; die Curart, die ihre Arzneypfeile gegen angebliche Schärfen und Unreinigkeiten in dem Blute und den übrigen Säften, gegen krebsartige, rhachitische, psorische, gegen Skrophelschärfe, Gichtschärfe, Flechtenschärfe, gegen skorbutische Schärfe richtet; die Curart, welche bey den meisten Krankheiten irgend eine Art von Grundübel, entweder Zahnarbeit, oder Fehler im Gallsystem, oder Hämorrhoiden, oder

Infarctus, oder Verstopfungen in den Gekrösdrüsen, oder Würmer annimmt und so drauffin curirt; die Curart, welche in Krankheiten nichts als Schwäche vor sich zu haben, nichts als reizen und abermals reizen zu müssen wähnt (was sie auch stark nennen); die Curart, welche den kranken Körper bloss für eine chemisch zersetzte Masse ansieht, die durch chemische (stickstoffhaltige, oxygenhaltige, wasserstoffhaltige) Gegenmittel wieder in die rechte Mischung gesetzt werden müsse; eine andre Curart, die in Krankheiten nichts als Schleim zur Grundursache annimmt; eine andre, die nur Verdickung der Säfte; eine andre, die nur Säure; und wieder eine andre, die nur Fäulniss bekämpfen zu müssen glaubt; die Curart, welche auf die Haut, das Gehirn, die Leber, die Nieren und so auf jedes einzelne Organ besonders wirken zu müssen, und eigenmächtig wirken zu können, sich einbildet; die Curart, welche bloss Krampf oder Lähmung bey Krankheiten sieht; die Curart, welche wähnt, bey Krankheiten bloss die Störung der uralten *Functiones naturales, vitales, animales*, oder auch eine Erneuerung dieser Lehre, die Störung der Irritabilität, der Sensibilität oder des Reproductionsvermögens aufsuchen und behandeln zu müssen; die Curart, welche nach der angeblichen, entfernten Entstehungsart der Krankheit sich zu richten vorgibt; die Curart, welche bloss blindhin Arzneyen in Krankheiten verschreibt, um das Schädliche wegzusetzen und das Dienlichscheinende beybehalten zu können (*a juvantibus et nocentibus*); die Curart, welche bloss nach dem Namen, den die vorhandene Krankheit in den Büchern zu haben scheint, mit Recepten, aus eben diesen Büchern entlehnt, zu Werke geht; die Curart, welche bloss einzelne Zufälle an Krankheiten aufsucht, um sie durch palliatives Gegenmittel (*constraria*) zum Schweigen zu bringen — und diejenige Curart, welche die Bemühungen der Natur in Krankheiten und die Crisen unterstützen und befördern, und so Krankheiten besiegen zu können sich rühmt. — Alle diese einander oft gänzlich entgegengesetzte Verfahrungsarten haben jede ihre Autoritäten und berühmte Gewährmänner; nirgends findet sich eine allgültige, in allen Jahrhunderten bewährte, hilfreiche Norm.

Man denke sich nun, in welche Verlegenheit ein Arzt am Krankenbette kommen muss, ob er diese oder jene Methode zu befolgen habe; in welches Gedränge er kommen muss, wenn weder die eine noch die andere Curart anschlägt, wie er bald von dieser, bald von jener Absicht verleitet, bald diese, bald jene Arzneyformel zu verschreiben, bald wieder wegzusetzen, und wieder eine andere zu verschreiben genöthigt wird, auch, weil gewöhnlich keins auf den Krankheitsfall passen will, durch die Stärke der Gaben der kräftigsten, theuersten Arzneyen erzwingen zu müssen glaubt, was er (eben so wenig als seine Collegen) durch kleine, seltnen Gaben einfacher, aber treffender Arzneyen nicht mit Gelindigkeit zu heilen weiss. Diess thut er um desto eher, da die herrschendste Mode aus England befiehlt, mit grossen, mit den stärksten Gaben der kräftigsten Arzneyen die armen Kranken zu bestürmen. So pflegt er dann durch öftere, mannichfach abgewechselte und veränderte Mischungen aus grossen Gaben sehr starker, theurer Arzneyen die Krankheit zu forciren, sich zu entfernen. Sie entfernt sich freylich, dieser Gewalt weichend, aber es entstehen, wenn der Tod nicht erfolgt, andre Beschwerden, neue Uebel, die dann oft eine lange, theure Nachcur nöthig machen, weil alle diese vic-

len theuern, starken Mittel meistens nicht passten, nicht genau dem Krankheitsfalle in allen seinen Theilen entsprachen.

So geht dann die Verhuelung der Menschengesundheit mit der Verschwendung so vieler kostbaren ausländischen Arzneyen Hand in Hand — den Weg des Verderbens! Das war der Wille des allgütigen weisen Schöpfers nicht, der in seiner Natur mit wenigen einfachen Hilfsmitteln und unbedeutend scheinenden Veranstaltungen viele und grosse, vielseitige Zwecke erreicht, und gewiss die Arzneyen, die er schuf, auch so eingerichtet hat, dass unwandelbar jede derselben ihren bestimmten Nutzen, ihre bestimmte, festgesetzte Heilkraft habe, mit der sie in ganz kleiner Gabe Vieles und Grosses zum Heil der (der Gottheit lieben) Menschen ausrichten könne, wenn wir sie nur, statt unsers in leeren Vermuthungen und Theoremen unerschöpflichen Geredes und Geschreibsels, näher und recht genau kennen zu lernen suchen wollten. *Dixi et saluavi animam.* Lasst uns besser werden, bald wird's besser seyn.

### III.

*Ueber den Werth der speculativen Arzneysysteme, besonders im Gegenhalt der mit ihnen gepaarten, gewöhnlichen Praxis.*

(Num. 263 u. 264. Allgem. Anz. d. Deutschen, d. 29. u. 30. Sept. 1808.)

Die Art, wie die verschiedenen Bestandtheile des lebenden menschlichen Körpers zusammenhängen, wie sie auf einander unter sich und auf die von aussen einwirkenden Potenzen reagiren, wie aus ihnen solche lebende Werkzeuge (Organe) entstehen, als zur Führung des Lebens gehören, und wie aus den nöthigen Organen ein geschlossenes Ganzes, ein lebendes, gesundes Individuum gebildet und erhalten werde, lässt sich durchaus nicht, ob man's gleich bisher immer versuchte, weder nach Grundsätzen der Mechanik, noch der Physik, noch der Chemie, nicht nach den Gesetzen der flüssigen und festen Körper in der unorganischen Welt, nicht durch Gravitation oder Friction, nicht durch Stoss oder Kraft der Trägheit, nicht nach den Gesetzen der Anziehung oder des Zusammenhangs anderer, in vielen Punkten sich berührenden ähnlichen Körper oder der Abstossungskraft unähnlicher, nicht nach der Figur der einzelnen Bestandtheile, ob sie Flächen, oder Spitzen, oder Kugeln, oder Schrauben, oder Haarröhrchen, ob sie rauh, oder glatt, oder eckig, oder hakenförmig genannt werden könnten, nicht nach den Gesetzen der Elasticität, Expansionskraft oder Contractilität unorganischer Dinge in der Natur, nicht nach den Gesetzen der Lichtverbreitung oder Wärmeerzeugung, oder der magnetischen, galvanischen oder electricischen Erscheinungen, aber auch nicht nach dem Verhalten oxygenisirter oder hydrogenisirter, kohlenstoffhaltiger oder azotischer Stoffe, oder der Säuren, Erden, Metalle, oder des Gerbes-, Byweiss-, Stärke-, Leim- oder Zuckerstoffs unter sich und gegen andere Substanzen — beurtheilen oder erklären.

Wenn auch alle Bestandtheile des menschlichen Körpers in der übrigen Natur anzutreffen sind<sup>\*)</sup>, so wirken sie doch sämtlich in dieser organischen Verbindung, bey Vollführung des Lebens und der übrigen Bestimmungen des Menschen auf eine so abweichende eigne Weise (für die man bloss den Namen Vitalität hat), dass diese besondere (vitale) Art von

<sup>\*)</sup> Die Thier- und Harnsäure etwa ausgenommen.

Verhalten der Theile unter sich und gegen die Aussenwelt durchans nach keinem andern Massstabe, als nach sich selbst erklärt und beurtheilt werden kann, also nach keiner der bekannten Lehren der Mechanik, Statik, Physik oder Chemie. Alle jene seit Jahrhunderten versuchten Erklärungen und Beurtheilungen sind, gegen die reine Erfahrung gehalten und von unparteyischer Prüfung gewürdigt, stets für gezwungen und grundlos befunden worden.

Und doch kamen, nach allen unzählbaren Täuschungen dieser Art, Physiologen und Pathologen immer wieder auf diesen Sauerteig zurück, nicht weil sie Wahrscheinlichkeit für sich hatten, durch diese Hypothesen eine, für die Heilkunst nutzbare Erklärung erzeugen zu können, sondern, weil sie das Wesen der Arzneygelehrtheit und ihren höchsten Stolz darin suchten, recht viel, auch das Unmögliche zu erklären. Sie glaubten die abnormen Zustände des menschlichen Körpers (Krankheiten) nicht anders ärztlich behandeln zu können, als wenn sie die dem normalen und dem abnormen Zustände des menschlichen Organismus zum Grunde liegenden Gesetze handgreiflich eingesehen hätten.

Diess war der erste und Hauptfehler, den sie sich und der Welt spielten. Diess war der unselige Wahn, der die Heilkunde schon von Galen's Tagen an bis auf die neuesten Zeiten zum Schauplatze der barockesten, sich selbst oft zerstörenden Hypothesen, Erklärungen, Demonstrationen, Vermuthungen, Dogmen und Systeme machte, deren Schaden unüberschlich ist. Schon ward dem Lehrlinge eingebläht, er sey nun Meister der Kunst, Krankheiten zu erkennen und zu heilen, wenn er sein Gehirn mit jenen grundlosen Hypothesen angefüllt hatte, welche recht dazu geeignet schienen, seinen Kopf zu verdrehen, und ihn von der wahren Ansicht der Krankheiten und ihrer Heilung so weit als möglich zu entfernen.

Von Zeit zu Zeit nahm man wol bey einer Menge, auch dem mittelmässigen Beobachter sich aufbringender Erfahrungen wahr, dass die Lehre von der Einrichtung und dem Verhalten des menschlichen Körpers im gesunden Zustande (Physiologie), und von den inneren Veränderungen bey Entstehung der Krankheiten (Pathologie) aus atomistischen und chemischen Grundsätzen hergeleitet, eine Fehllehre sey, aber, diesem Abwege zu entgehen, verfiel man — immer wieder in dem Wahne, dass das Wesen des Arzthtums nur im Alleserklären bestehe — auf der andern Seite auf den nicht weniger schädlichen, entgegengesetzten Abweg des Aberglaubens.

Theils erschallte man sich in der Phantasie ein den ganzen Organismus in seinem gesunden und kranken Gange leitendes und beherrschendes geistiges Ding (Helmont's Archäus, Stahl's Körperseele) — theils währte man, den Grund der Körperconstitutionen und Temperamente, so wie die Entstehung der einzelnen Krankheiten und der Epidemien in einem Einflusse der Millionen Meilen weit entfernten Weltkörper, in den Constellationen der Planeten u. s. w. gefunden zu haben — theils sollte (nach der aus alten Thorheiten aufgastutzten, neuesten und ausgebreitetsten Irrlehre) der menschliche Körper nach der uralten mystischen Dreyzahl sich in der Triplicität offenkundig, ein Miniaturgemälde des Universums (Mikrokosmos, Makrokosmos) vorstellen und so nach unsrer erbärmlich geringen Kenntniss des grossen Ganzen haarklein erklärt werden. Nun sollte diatre, sich selbst nicht verstehende Mystik und poetischer Geisteswirbel dasjenige ins Licht

stellen, was helle Physik und Chemie nicht vermocht hatte. — alte Astrologie, neuere Naturphilosophie.

So irrten die Anfänger der medicinischen Secten und ihre Begleiter, wenn es auf Beurtheilung der Gesundheit und der Krankheiten und auf ihre Heilung abgesehen war, immer theils näher, theils entfernter vor der Wahrheit vorbey, und Tausende von Folianten, Quart- und Octavbänden lehren zur Abschreckung vor ähnlicher Erklärungsmanie, und zum Bedauern der aufgewendeten Zeit und Anstrengung, dass alle diese unermesslichen Bestrebungen schädliche Thorheit sind.

Wenn nun aber diese physiologischen Grübeleien und die pathologischen Erklärungsphantome bey ihrer eigentlichen Bestimmung, bey Heilung der Krankheiten mehr nachtheilig als förderlich sind, wie kein Unbefangener leugnen kann — zu welcher Absicht sind sie nun dann?

„Der Arzt,“ höre ich erwiedern, „muss ja doch einen theoretischen Leitfaden haben, an den er seine Ueberlegungen und Handlungen gleichsam anreihen, an den er sich beym Kranken bette halten könne. Jeder nicht ganz handwerksmässige Künstler will doch einen Zusammenhang von Begriffen über die Natur des zu bearbeitenden Objectes und über die Beschaffenheit des Zustandes, in den er es versetzen soll, bey seinen Arbeiten im Geiste vor sich haben.“

Ja! antworte ich; nur soll ein solcher Leitfaden weder ein nichtiges Spinngewebe, noch ein irre führender Wegweiser seyn, sonst wird er schädlicher als gar keiner.

Gewiss ist es, dass des mechanischen Künstlers Material physische und chemische Eigenschaften hat, und nur dann zweckmässig und vollkommen verarbeitet werden kann, wenn der Verarbeiter diese Eigenschaften so vollkommen als möglich kennt.

Ganz anders aber ist es mit der Behandlung solcher Objecte, deren Wesen in lebendigen Aeusserungen besteht, namentlich mit der Behandlung des lebenden menschlichen Körpers bey Umänderung seiner krankhaften Zustände in Gesundheit (Heilkunde), und mit der Behandlung des menschlichen Geistes zu seiner Entwicklung oder Verödung (Pädagogik). In beyden Fällen ist das zu bearbeitende Object nicht nach physischen und chemischen Grundsätzen, wie die Metalle des Metallarbeiters, oder das Holz des Holzarbeiters, oder das Material und die Farben des Färbers zu beurtheilen u. zu behandeln.

Beide, Heilkünstler und Pädagog, können also bey der Bearbeitung des menschlichen Körpers und Geistes unmöglich solche Vorkenntnisse von ihrem Object verlangen, die sie gerade, wie an der Hand, zur Beendigung ihres Werks hinführten, wie etwa der Metallarbeiter, der Lohgerber und andere Werkmeister von der physischen und chemischen Kenntniss ihrer Materiale geraden Weges wie an der Hand zur Arbeit angeführt, und zu ihrer Vollendung angeleitet werden. Jene beyde bedürfen zu ihrem Berufe Kenntnisse ganz anderer Art, so wie auch ihr Object — lebendes Individuum — ganz anderer Art ist.

Aber eben so wenig können beyden die metaphysischen, mystischen und übernatürlichen Träumereyen dienen, welche müssige und selbstsüchtige Köpfe über das innere, absolute Wesen des Körperorganismus, über Leben, Erregbarkeit, Sensibilität und Reproduction, und über die Natur des Geistes als Ding an sich, ausgesponnen haben.

Weiches von den ontologischen Systemen über die innere (nie entdeckbare) Natur der menschlichen Seele sollte wol den Pädagogen zur glücklichen Vollführung seiner erhabenen

Kunst förderlich seyn können? Verlieren könnte er sich in der unendlichen Menge abstracter Speculationen über Ich und Nichtich, über das Wesen des Geistes an sich u. s. w. welche ein Uebermass von Selbstdünkel aus dem angesengten Hirne der Schaar von Sophisten in allen Zeitaltern ausgepresst hat; aber zum Nutzen anwenden kann er nichts von diesen übersinnlichen Grübeleien, was sich der Mühe lohnte. In das Wesen des menschlichen Geistes *a priori* zu dringen, ward den Sterblichen nicht gestattet.

Hiervon ist der weise Pädagog überzeugt, er erspart sich diese vergebliche Mühe, und hält sich, um alle mögliche Kenntniss von seinem Objecte zu erlangen, an das Aposteriorische, an das, was die Seele durch Thatäusserungen von sich hat bemerken lassen, an die Erfahrungseelenkunde. Mehr soll er von seinem Gegenstande hienieden nicht wissen, und mehr braucht er nicht zu wissen.

Eben so bey dem Arzthume. Das was die (meinetwegen ursprünglich chemischen) Bestandtheile des menschlichen Körpers im Leben zu einem so wunderbaren Organismus verbindet, was sie bestimmt, so ganz wider ihre ursprüngliche Natur, ganz unphysisch und unchemisch sich zu verhalten, was sie in dieser Verbindung zu so automatischen Aeusserungen belebt und bewegt, (Exertionen, die von allen bekannten Gesetzen der Mechanik, von jedem chemischen Prozesse und jeder physischen Erscheinung abweichen) — diese Grundkraft lässt sich nicht als ein abgesondertes Wesen lehren —, lässt sich bloss in der Entfernung ahnen; sie entzieht sich ewig aller Nachforschung, aller Wahrnehmung. Kein Sterblicher kennt das Substrat der Vitalität oder die apriorische innere Einrichtung des lebenden Organismus; kein Sterblicher kann es je ergrübeln oder durch menschliche Sprache, sie sey prosaisch oder poetisch, auch nur einen Schatten davon andeuten; es müsste denn baare Erdichtung oder Galimathias seyn.

Die zweytausend Jahre über, in denen man sich mit Philosophie und Arzneywissenschaft gebrüstet hat, ist kein einziger, auch nicht der kleinste Schritt zur apriorischen Kenntniss weder der Vitalität des Körperorganismus, noch der in ihm wirkenden intellectuellen Kraft (der Seele) gethan worden. Aller zur vermeintlichen Demonstration aufgehäuften Bombast von Worten und Phrasen ohne Sinn —, alle Kreuz- und Quersprünge der Sophisten über diese unmöglich erkennbaren Gegenstände, sind immer vergeblich, und dem bescheidenen Gefühl des wahren Weisen immer ein Gräucl gewesen.

Es lässt sich nicht einmahl ein Weg denken, auf welchem wir zu einer solchen Kenntniss gelangen könnten.

Nie, nie wird der Sterbliche auch nur den kleinsten Theil von dem zur Anschauung erhaschen, was sich tief im innern Heiligthume der Ideen der schaffenden Gottheit verbirgt, unendlich weit ausser den Grenzen der menschlichen Fassungskraft.

Alles demnach, was der Arzt von seinem Objecte, vom vitalen Organismus wissen kann, alles was er von ihm zu wissen nöthig hat, beschränkt sich auf das, was die Weisern unter uns, ein Haller, ein Blumenbach, ein Wrisberg u. s. w. unter Physiologie verstanden und lehrten, und was man Erfahrungsvitalitätskunde nennen könnte, nämlich, welche in die Sinne fallenden Aeusserungen vom gesunden menschlichen Körper geschehen und in welcher Verbindung —; das Unmögliche: Wie sie geschehen, bleibt hiervon völlig ausgeschlossen.

Ich gehe zur Pathologie über, in der eben jene System-sucht, welche den metaphysischen Physiologen die Köpfe ver-drehte, eine gleiche Ausartung hervorgebracht hat, um das innere Wesen der Krankheiten, das, wodurch Krankheiten des Organismus zu Krankheiten werden, zu ergrübeln. Sie nannten es die nächste, innere Ursache.

Kein Sterblicher hat einen klaren Begriff von dem, was man hier sucht, geschweige, dass irgend ein erschaffenes Wesen fähig seyn sollte, einen Weg sich zu denken, auf welchem er zur innern Anschauung dessen gelangen könnte, was das Wesen einer Krankheit an sich constituiren mag. Und dennoch haben es eine Menge von Sophisten mit wichtiger Miene unternommen, eine Sechskraft hierin zu affectiren.

Nachdem unter den Zwischenspielen mehrerer kleineren und grösseren Systeme (der mechanischen Entstehung der Krankheiten, ihrer Entstehung aus der innern Form der Theile, aus Krampf und Lähmung, der Solidar- und Nervenpathologie, des Chemismus u. s. w.) die Humoralpathologie, (jener vorzüglich dem Pöbel gefallende Wahn, den kranken Körper als ein Gefäss voll Unreinigkeiten mancherley Art, und voll Schärfen mit griechischen Namen, anzusehen, die bald Stockungen und Ent-artungen der flüssigen und festen Theile, bald Fäulniss, bald Fieber, kurz alles, worüber sich der Kranke beschwerte, hervorbringen sollten, und die man durch versüssende, verdünnende, blutreinigende, auflösende, kühlende und ausleerende Mittel bestreiten zu können, sich einbildete), ihr Wesen bald plumper, bald feiner viele Jahrhunderte hindurch getrieben hatte, erschien der Seher (Brown), welcher, gleich als hätte er das Innere der Natur durchschaut, mit einer bewundernswürdigen Dreistigkeit auftrat, bloss eine einzige Grundkraft des Lebens (Erregbarkeit) annahm und sie in Krankheiten bloss quantitativ sich erhöhen und erniedrigen, anhäufen und erschöpfen liess, jede andere Ursache der Krankheiten ignorirte und bloss aus dem Gesichtspunkte der Schwäche oder des Uebermasses an Kräften die Körperleiden zu beurtheilen vorschrieb. Er riss den Beyfall der ganzen deutschen Arzttwelt an sich, zum Zeichen, dass ihre vorigen ärztlichen Begriffe ihnen nie Ueberzeugung oder Genugthuung gewährte, dass sie nur so dunkel und schwankend vor ihrer Seele geschwebt hatten. Mit Begierde griffen sie nach dieser Einseitigkeit, die sie sich für Simplizität aufreden liessen. Alle übrige, nicht unwahrscheinliche (obgleich ebenfalls die rechte Ansicht und Heilung nicht befördernde) Grundkräfte des Lebens legten sie seiner spitzfindigen Lehre zu Liebe willig bey Seite, um die Bequemlichkeit zu haben, weiter nicht viel über die Krankheiten und ihre Heilung nachdenken zu dürfen. Sie brauchten nun bloss das vorhandene Mass der Erregbarkeit in Krankheiten nach ihres Meisters Grad-leiter mit Hülfe der Phantasie willkürlich zu bestimmen, um mit Reiz depressirenden und Reiz erhöhenden Mitteln, — denn nun waren, durch ihn ungeschaffen, alle Arzneimitteln auf einmal bloss quantitative Reize — die in jedem Falle angemessene Menge von Erregbarkeit entweder herauf oder herunter zu schrauben. Und was war denn nun seine einseitige Erregbarkeit? Konnte er ihr einen festen, einschbaren Begriff unterlegen? Täuschte er uns nicht mit einer Menge Worte, die keinen klaren Sinn darboten? Zog er uns nicht in eine Behandlung der Krankheiten hinein, die, weil sie nur in wenigen Fällen, und auch hier nur

zum Theil passte, in der überwiegenden Zahl der übrigen, Ver-schlimmerung oder schleunigen Tod zum Erfolge haben musste?

Die transcendentale Schule verwarf es jetzt, eine einzelne Grundkraft des Lebens anzunehmen. Es erschien der Dualismus. Nun äffeten uns die Naturphilosophen — denn solcher Seher gab es viele, jeder war in eine neue Ansicht der Dinge gerathen, jeder spann ein andres System; nur in der besondern Geisteskrankheit kamen sie überein, durch innere Selbstanschauung über das apriorische Wesen und die ganze Natur der Dinge nicht nur klare Rechenschaft geben zu wollen, sondern sich sogar selbst für Schöpfer des Ganzen anzusehen, und es nach ihrer Art aus sich selbst aufzubauen (zu construiren). Alles was sie über Leben an sich, und über das Wesen des Menschen sich verlauten liessen, war, wie ihre ganze Dichtung, so unverständ-lich, so bauchrednerisch, dass kein reiner Sinn daraus hervor-ging. Die menschliche Sprache, welche nur geeignet ist, sich über sinnliche Wahrnehmungen und unmittelbar aus ihnen abge-leitete Begriffe auszudrücken — Collectivbegriffe, deren jeder sich leicht in concrete Beispiele vereinzeln und so der mensch-lichen Sinnlichkeit nahe bringen und verdeutlichen lässt — ver-weigerte, ihre Schwärmerey, ihre *égéira* und poetischen Ge-sichter auszudrücken; und daher radebrecheten sie sie mit neu-geschaffenen, hochtönenden Worten, hyperlunatischen Wortfü-gungen und unerhörten, excentrischen Phrasen ohne Sinn, und verwickelten sich in so übersinnliche Spitzfindigkeiten, dass man in Verlegenheit gerüth, ob man eine Satyre auf diesen Missbrauch der Geisteranstrengung oder eine Elegie über ihre Verunglückung schreiben soll. Man hat der Naturphilosophie die Verschraubung und Desorganisation einer Menge von Köpfen junger Aerzte zu danken. Ausserdem war ihr Eigendünkel bis-her noch zu überspannt, als dass sie sich viel mit Ansicht der Krankheiten und ihrer Heilung hätte abgeben sollen, ausser was sie von ihrem Dualismus, von ihrem Potarisiren und Repräsen-tiren, von ihrem Reflex, von Differenzirung und Indifferenzirung, von Potenzirung und Depotenzirung hier und da darüber an-brachte. Sie selbst lebt und webt noch in forcirter Begeisterung der Materie, und in der Erschaffung und Ordnung (Construction) des Weltalls und seines Miniaturmodells des Menschen, nach ekstatischen Phantasien. — Körperlos und ätherisch - luftig schwebt sie noch jenseits der Sonnensysteme und ausser den Grenzen des Wirklichen, und scheint sich noch lange nicht von ihrem übererhabenen Standpuncte herab zu dem niedrigen Wir-kungskreise der Praxis (der Menschenheilung) niederlassen zu wol-len, auch wol — da sie sich überstiegen hat — nicht zu können.

Doch trennte sich neuerlich ein Ast von ihr, der sich mehr der Arzneykunst nähern zu wollen schien. Diese neue Lehre wärmte die alten *Functiones animales, naturales, vitales*, doch unter neuen Namen, wieder auf, um die Natur der Krankhei-ten zu erklären. Auf welchem denkbaren Wege aber wollen sie zur Wahrnehmung gelangen, in wiefern die von ihnen (willkürlich) den Organen zugetheilte Sensibilität, Irritabilität oder Reproduction im individuellen Falle erhöht, erniedrigt, oder an Qualität verändert, und wie sie genau verändert sind, auch welche von ihnen vorzugsweise vor den andern — und (da fast keinem Organe des menschlichen Körpers eine dieser drey Eigenschaften abgesprochen werden kann) wie sich jedes der Körperorgane in Absicht dieser drey Hauptfähigkeiten bey dem gegebenen Krankheitsfalle verhalte, und welcher innere

oder absolute Zustand daraus für den Gesamtorganismus entstehe, woraus klar und deutlich hervorgehe, welches hierauf eigenthümlich und in jeder Rücksicht passende Heilmittel anzuwenden sey? Welche unbeantwortliche Aufgabe, deren Auflösung gleichwohl unerlässlich ist, wenn das System dem Heilkünstler dienen soll!\*) Und was sagt jedes dieser drey Worte, Sensibilität, Irritabilität und Reproduction genau, in verständlichen, concreten Begriffen? damit man nicht mit leeren Worten spiele.

Wie unmöglich ist es, durch alle diese unfruchtbaren Aprioritäten eine richtige Ansicht der Krankheiten im individuellen Falle zu gewinnen, um so ein passendes Heilmittel für jede derselben zu finden — welches der einzige Zweck der heilbringenden Kunst seyn soll! Wie kann man es vor dem gesunden Menschenverstande verantworten, dass man diese theoretischen Grübeleien, die sich in keinem Falle concret und anwendbar machen lassen, dem practischen Arzte zu einem Hauptstücke seiner Kunst machen will?

Es ist eine der weisesten Einrichtungen des consequentesten Wesens, des allgütigen Schöpfers, dass dem Menschen unmöglich gemacht ward, was ihm unnütz war.

Vom Pädagogen ist es bekannt: dass, so wie ihm die ontologische Kenntniss vom innern Wesen der menschlichen Seele verborgen blieb, weil sie ihm unnütz war, er ausser der Erfahrungseelenkunde, nur der Geschichte der practischen Verirrungen des menschlichen Geistes und Herzens, und der Kenntniss der Hilfsmittel nöthig hat, wodurch er den irre Geleiteten in jedem individuellen Falle wieder auf die Bahn der Tugend zurück bringen könne, um sein edles Geschäft zur höchsten Vollkommenheit zu bringen.

Der Menschenzerzieher Socrates brauchte nach seiner practischen Menschenkenntniss, nach seinem zarten Gefühle für Moralität und für das, was die Erdbürger echt glücklich macht, bloss die Fehler derer, die sich ihm naheten, historisch zu kennen, um ihre Gemüther durch die passendsten Gründe und sein eignes besseres Beyspiel zu Tugend zurück zu führen. Von Aristodemus wusste er, dass er die Gottheit hintan setze, er vernahm aus seinen Aeusserungen die Symptome dieses Geistesübels, die Vorurtheile, die ihn von Religiosität abhielten, und diess gnügte ihm, um ihn eines bessern belehren und aus seinen eignen Geständnissen die Beweggründe hervorlocken zu können, die ihn zur Gottesverehrung zurück zu kehren nöthigten. Nie brauchte er ontologische Untersuchungen über das Wesen des menschlichen Geistes an sich oder über die metaphysische Natur dieses oder jenes Seelengebrechens anzustellen, um jenen göttlichen Zweck zu erreichen.

Und eben so braucht der Arzt, nächst der historischen Kenntniss vom Verhalten des menschlichen Organismus im gesunden Zustande, bloss

\*) Will man aber durch diese Aufstellung der drey Hauptfunctionen unsers Organismus bloss eine ungefähre Uebersicht derselben absichtlos andeuten und weiter nichts darauf bauen, am wenigsten die practische Heilkunde selbst, so habe ich nichts wider dieses uralte Schema, was als bloese Uebersicht nicht unvernünftig und doch unschädlich — obschon weiter nicht nutzbar — ist.

historisch zu wissen, wie die individuelle Krankheit sich äussere (mehr kann er, weil es ihm unnütz war, ohnehin nie erforschen), um, wenn ihm dann das Heilmittel dafür bekannt wird, ihr abhelfen zu können.

Oder besteht etwa der Zweck und die Würde des Arzthums mehr im theoretischen Klügeln, als in der Geschicklichkeit Kranke zu heilen? Dann hätten jene heil- und thatlosen Wortmacher freylich den Vorzug!

Doch, wenn jene metaphysischen Speculationen und Systeme über das innere Wesen der Krankheiten (gesetzt sie wären nur im mindesten gegründet) für einen Heilkünstler auch nur den mindesten Nutzen hätten) und einigen Nutzen, dünkte ich, müsste doch wol das haben, worüber man so viel Aufhebens macht, so sollte man wol vermuthen, dass gerade Systemkünstler und Systemanhänger dieser Art wenigstens etwas bessere und hilfreichere Aerzte seyn müssten, weil sie das Innere haben, was sie für den wahren und solidesten Grund der Arzneykunst ausgeben!

Aber, ach! gerade sie widerlegen am Krankenbette ihr prahlerisches Vorgehen, Vertraute der Natur zu seyn; gerade sie sind die hülflosesten, wo nicht die schädlichsten Krankheitsbehandler.

Nicht ein einziger Urheber oder Befolger eines der vielen Arzneysysteme konnte, oder (wenn er auch hier und da gekonnt hätte) durfte sein System in der Praxis streng und genau in Ausübung bringen, ohne seinen Kranken den grössten Schaden zu thun — weit mehr Schaden zu thun, als sie ohne alle medicinische Hülfe erlitten haben würden.\*\*) Immer waren sie genöthigt, um nicht alles vor sich hinstorben zu lassen, entweder zu dem Heilplane der Unthätigkeit (*per expectationem*) oder, trotz des öffentlichen Bekenntnisses ihres Lehrsystems heimlich zu den minder schädlichen Operationen der allgemeinen Therapie älterer Zeiten, den Abführungs- Ableitungs- und Palliativmitteln des Humoralismus und Saburralismus zurückzukehren.

Dass aber wenigstens nicht echte Philosophie sie bey ihrem Beginnen leitete, dass nicht hervorragende Vernunft und Consequenz das Ziel ihrer Bestrebungen war, sehen wir schon deutlich am Allgemeinen ihrer Heilmethode.

Gegen die Krankheiten, die sie nach ihrer Meinung recht gelehrt *a priori* definiert und auf recht einfache Principien zurückgeführt zu haben glaubten, sollte man denken, würden sie jedesmahl nur eine einzige einfache Arzneysubstanz auf einmahl anwenden (und ihren Erfolg abwarten) eine Arzneysubstanz, deren Wirkung ihnen ganz in *extenso* bekannt wäre, die gekannteste, die passendste, die einzig dienliche — nach der gemeinen Regel, der sich niemand entziehen darf; was durch ein einfaches Mittel geschehen kann, muss man nicht durch zusammengesetzte, vielfache zu erreichen suchen, *quod potest fieri per pauca* —.

Aber nichts weniger als diess. In der Hauptsache, in der Anwendung der schönen einfachen Theorie, in der Praxis blieben sie ganz bey dem alten Schlendrian (doch mit Einschaltung der jedesmahl neuesten, modischen Arzneyen) — zum Zeichen, dass ihr System nur zur Schau, nur zum Blenden, nicht zum Nutzen aufgeführt war.

\*) Man sehe, statt aller andern tausendfältigen Belege, jenes berichtigte Beyspiel brownischer Cur an einem der Söhne des berühmten Peter Frank in Wien.

Ganz dem schlichten, reinen Menschenverstande zuwider, setzen sie den Krankheiten nur vielfach zusammengesetzte Arzneien entgegen, deren keine ihnen mehr als oberflächlich bekannt ist — und solcher Arzneymische geben sie oft mehrere zugleich, oft mehrere in einem Tage: *haud leve obstaculum penitiori virium in medicamentis cognitioni obicit, quod rarissime simplicia, sed ut plurimum composita, nec haec sola, sed aliorum usu interpolata usurpentur.* Fr. Hoffmann, Med. rat. Tom. III. S. II. C. 3. §. 10. Ein solches Verfahren widerlegt allein schon alle angebliche philosophische Einfachheit und Consequenz dieser Aprioristen. Kein einziger Arzt auf diesem Erdrunde, weder die Erbauer der Systeme noch ihre Jünger, braucht einen einzelnen, einfachen Arzneystoff in Krankheiten, und wartet erst seine völlige Wirkung ab, ehe er einen neuen giebt!

Wären auch die Kräfte jeder einzelnen Arzneysubstanz auf das genaueste bekannt, so würde eine solche Anwendung von Vielgemischen, ein solches Untereinander-Eingeben mehrerer Arzneystoffe auf einmahl, deren doch jeder an Wirkungsart verschieden seyn muss, schon für sich äusserst thöricht seyn, und zum blinden, tumultuarischen Curiren werden. Denn wie verworren muss der Effect von so vielen Mitteln unter einander ausfallen, wie unmöglich muss es seyn, die daraus beym Kranken resultirende Wirkung auf jedes dieser mehreren Ingredienzen zurück zu führen, um in der Folge das eine oder das andere weglassen oder vermindern, oder im Gegentheil verstärken zu können! Aber das geht bey solchen Vielgemischen nicht; sie wirken zusammen eine Mittelwirkung, niemand weiss, was das eine oder andere Ingredienz zu der Gesamtwirkung beitrug; niemand weiss, welches Ingredienz das andere so und so in der Wirkung abänderte, oder welches dem andern geradezu widersprach und seinen Effect in dieser Vermischung vernichtete.

Schlimmer noch erscheint der Fall und noch sträflicher dieses Beginnen: (Vielgemische zu Recepten zu schreiben) wenn man bedenkt, dass oft alle die vielen, oder doch die meisten dieser zusammengemischten Dinge einzeln schon von grosser, aber ungekannter Wirkung sind.

Nun, eine Menge solcher starken, Körper verändernden Substanzen, deren Wirkung einzeln nicht bekannt ist, und oft bloss vermuthet und willkürlich angenommen wird, zusammen in eine Formel zu mischen, und dieses Gemisch, auch wol mehrere andre, dicht hinter einander (ohne die Wirkung des einen oder des andern Gemisches abzuwarten) dem Kranken sofort, auf gut Glück einzugeben — dem Kranken, dessen Leiden und abnormer Körperzustand bloss nach täuschenden theoretischen Ideen und durch die Brille fingirter Systeme beurtheilt worden —, wenn das eine Heilkunst, wenn das nicht schädliche Inconsequenz ist, so weiss ich nicht, was ich unter Heilkunst verstehen, nicht, was ich schädlich, was ich inconsequent nennen soll.

Hier pflegt man, um doch etwas zu sagen, einzuwerfen: „die mehreren Ingredienzen in einer Formel wähle man der verschiedenen Rücksichten (des hypothetisch angenommenen inneren Zustandes des Körpers, auch wol der Symptome) wegen.“

Gleich als wenn eine einzige Arzneysubstanz, wenn sie nur gehörig gekannt wäre, nicht mehreren, vielen, oft allen (unidealischen) Rücksichten entsprechen könnten! Gleich als wenn die mehreren Rücksichten durch ein Vielgemisch gedeckt werden könnten, dessen Ingredienzen an Wirkungskraft so un-

bekannt, in der Vermischung einander entgegen arbeiten und einander unvorhergesehen abändern oder vernichten!

Diese Vielmischerey ist bloss ein Nothbehelf dessen, der von den Wirkungen jeder einzelnen Substanz nur sehr wenig Kenntniss hat, und sich damit tröstet, dass, da er einmahl keine einfache, für den Krankheitsfall passende Arzneysubstanz zu finden weiss, sich doch unter dieser Menge zusammen verschriebener und untereinander eingegebener Mittel eins befinden könne, was aus Glückszufall den rechten Punct treffen werde.

Ein solches Verfahren glücke nun zuweilen, oder falle widrig aus, so ist auf keinen Fall etwas daraus zu lernen, auf keinen Fall kann die Kunst dadurch auch nur um ein Haar breit weiter vorrücken.

Änderte sich's zur Besserung, von welchem Ingredienz des einen oder der mehreren dicht hinter einander gegebenen Arzneymische rührte sie dann her? Diess bleibt ewig verborgen.

„Man sollte wol im gleichen Falle dasselbe Arzneymisch oder die mehreren Arzneymische in derselben Ordnung auf einander, ein andermahl wieder geben!“

Armer! nie trifft sich der genau mit jenem überein kommende Fall wieder, kann sich nicht wieder treffen.

Zudem können Arzneymische selten zum zweyten mahl, geschweige nach langer Zeit genau wieder so bereitet werden, als das erste mahl. Dasselbe Recept bringt oft ein sehr abweichendes Gemisch hervor, wenn man es in mehreren Apotheken zugleich verfertigen lässt — aus gar vielen Ursachen.

Endlich ist's oft gar nicht wahrscheinlich, dass ein Kranker gerade so viel und in der vorgeschriebenen Zeit von den nicht selten widrig riechenden und ekel schmeckenden Arzneymischen sollte eingenommen haben. Weissst du denn genau, ob er auch das Mindeste von dem einen oder andern widrigen Mittel eingenommen hat, und ob nicht ein weniger übel schmeckendes Hausmittel an seiner Stelle gebraucht ward, welches hier half?

Wie nun! wenn sich's bey den gemischten Arzneien mit dem Kranken nicht besserte, wol gar auf irgend eine Art dabey verschlimmerte, welchem Ingredienz unter so vielen könnte man wol diesen Erfolg beymessen, damit man's in der Folge aus dem Recepte auslassen könne?

„Das kann man nicht wissen; man thut wohl das ganze Gemisch nicht wieder zu geben.“

Diese Verschüttung des Kindes mit dem Bade sollte mir leid thun. Wie habe ich nicht durch den Einzelgebrauch eines Ingredienzes, welches ich, weil es das einzige für den Fall hilfreiche seyn musste aus der lange mit Schaden gebrauchten Formel meines Vorgängers aushob, die Krankheit dennoch glücklich geheilet!

Wie wenig weise ist's also, solche — oft dem Auge, dem Geruche und dem Geschmacke so ekelhaften — Gemische mehrerer Arzneien zu verordnen, deren jede nicht genau gekannt ist, weder für sich, noch in Verbindung mit den übrigen!

Man erwidert: „Die Kräfte der Arzneien wären nicht unbekannt,“ und ich frage: sind die Paar Worte, welche die *Materia medica* über jede enthält, eine Kenntniss, eine genaue Kenntniss zu nennen?\*) Oft ist's nichts weiter, als eine Liste

\*) Wie aufrichtig spricht nicht hierüber unser Friedrich Hoffmann (Med. rat. Tom. III. Sect. II. Cap. 3. §. 1.)! *Quo magis in*  
I. Heft. 3

Namen von Krankheiten, in welchen allen die Substanz geholfen haben soll (oft eine lange Liste, so dass die Lüge\*) oft ganz handgreiflich wird) — Namen von Krankheiten sage ich; Gott weiss, welchen Körperzuständen diese Namen gegeben wurden, und welche Weisheit bey ihrer Ernennung präsidirt hat?

Und woher haben denn die Arzneymittel-Lehren diese Angaben? Doch wol nicht von einer unmittelbaren Offenbarung? Wahrlich! fast sollte man glauben, sie müssten sie von einer unmittelbaren Eingebung von oben her haben, denn aus der Praxis der Aerzte können sie nicht herrühren, die, wie bekannt, es unter ihrer Würde halten, eine einzelne einfache Arzneysubstanz, und nichts weiter in einer Krankheit zu verordnen, und lieber die Kranken sterben, lieber die Arzneykunst ewig Unkunst seyn liessen, ehe sie sich ihres gelehrten Vorrechts begäben, kunstmässig zusammengesetzte Formeln zu verordnen.

Also da die Arzneymittel-Lehren, wenn ich wenig sagen soll, den meisten Theil ihrer Angaben der sogenannten Tugenden der rohen einfachen Arzneystoffe nicht aus Erfahrungen\*\*)

*artis exercitio utile est, veras et non fictas medicamentorum, pro tam diversa corporum et morborum ratione, vires intimius nosse, eo magis utique dolendum, imo mirandum est, quod si dicere licet, quod res est, perpauca sint remedia, quorum virtutes et operationes certae et recte prospectae, sed pleraeque spem atque expectationem curantis frustrentur, quia verae pharmacorum facultates in Democriti quasi puteo adhuc latent! — pauca certe supersunt, quae fidae et repertae virtutis, plurima vero infida, suspecta, fallacia, ficta.*

\*) Und wie gefährlich sind solche Lügen! *In nullo mendacio majus est periculum, quam in medico. Plin. hist. nat. lib. 29. c. 1.*

\*\*) So gewiss die *Materia medica* nur eine Tochter der Erfahrung seyn kann und darf —; so hat dennoch auch sie willkürlichen Meinungen, idealischen Träumen und Hypothesen unterliegen, und sich heute in diese, morgen in eine andre Gestalt ummodellern lassen müssen, ganz wie es das jedesmahl herrschende Arzneyssystem befohl. Die bey den Alten als *alexipharmaca*, *cephalica*, *splenica*, *uterina* angewendeten Mittel mussten nachgehend das Amt der krampfstillenden und Nervenmittel übernehmen. Als das System nur straffe und laxe Faser zum Grunde der Krankheiten annahm, mussten auch die bisher zu andern Behufen gedienten Arzneymittel in eins dieser beiden Fächer sich schieben lassen. — Hatte das herrschende System aber blutreinigende, oder Krankheitsschärfen tilgende Mittel nöthig, so wurden eben dieselben Dinge, welche sonst *tonica*, oder *sedantia*, oder *diaphoretica*, oder *eccoprotica*, oder *diuretica* geheissen hatten, geschwind in *mundificantia*, *antiscorbutica*, *antisephalosa*, *antiphorica* u. s. w. umgeprägt. Als nun Brown bloss Erregungsmittel und Erregung herabstimmende Mittel zu seinem System nöthig hatte, so wurden dieselben Arzneyen, die man sonst unter vielen andern Etiketten aufgeführt hatte, gleich zu den zwey neuen Regimenten angeworben und beliebig in das eine oder das andere untergesteckt; und da er noch besonders diffusible u. permanente Reize brauchte, so fand die Willkür bald Rath. — Schnell wurden

gelehrter Aerzte haben entlehnen können, weil's fast nichts dieser Art von ihnen zu entlehnen giebt, woher haben sie sie denn sonst?

Die meisten angeblichen Tugenden der einfachen Arzneyen sind ursprünglich bloss in der Hausmittelpraxis aufgekommen und von gemeinen Leuten und Laien auf die Bahn gebracht worden, welche oft die Echtheit der Arzney nicht beurtheilen, oft den wahren Namen nicht angeben; am wenigsten aber den Krankheitszustand genau bestimmen konnten; worin sie geholfen haben sollte. Ich sage, „sollte,“ denn auch bey ihnen wird in der Noth bald dieses; bald jenes Hausmittel dicht hinter einander eingegeben oder aufgelegt, so dass man endlich doch nicht weiss, was eigentlich geholfen hat, gesetzt der Krankheitsfall selbst wäre auch genau bekannt, wie er es doch in diesen Händen fast nie ist.

Diese nackten Nachrichten sammelten sehr kürzlich, oberflächlich und tumultuarisch, mit Aberglauben und Vermuthungen durchweht, die alten Kräuterbüchermacher, Mathioli, Tabernämontan, Gesner, Fuchs, Lonicer, Ray, Tournefort, Bock, Lobel, Thurneisser, Clusius, Bauchin u. s. w. mit dem, was der quellenlose Dioskorides davon im gleichen Tone gesammelt hatte, untermischt, und mit diesem uncritischen Verzeichnisse ward dann unsre gelehrte scheinende *Materia medica* angefüllt; eine schrieb der andre nach, bis auf unsre Zeiten. Diess ist ihr (eben nicht zuverlässiger) Ursprung\*);

Arzneyen zu dem einen oder dem zweyten Titel creirt; gleich als ob's nur auf's Creiren ankäme, und die Arzneystoffe sich auf Befehl des promovirten Mannes gefallen lassen müssten, nach seinem Belieben die eine oder die andere Function zu übernehmen. Gleich als ob die Wirkung der *Cinchona* sich weniger schnell durch den Organismus verbreitete oder viel länger in seiner Nachwirkung dauerte, als der gleich unbekanntere Mohnsaft! Der Systemmacher braucht, wie die Sachen bisher standen; nur zu dictiren, welche neue Rolle dieses oder jenes Arzneymittel übernehmen, ob es ein *invertens*, ein *revertens* oder ein *torpens* seyn soll (Darwin), und siehe, es muss sich dazu brauchen lassen, so lange bis sie zum Behufe eines neuern Systems wieder umgetauft und zu einer andern Absicht eben so willkürlich verlangt werden.

„Wenn man nun aber die Wirkung der Arzneyen in ihren chemischen Grundstoffen nachweist,“ höre ich erwidern, „so wie nach dem allerneuesten Systeme, dann wird man doch recht naturgemäss verfahren?“ Hierfür werden wiederum (gleich willkürlich) einige Mittel zu kohlenstoffhaltigen, andre zu wasserstoffhaltigen u. s. w. gezählt, und jeder dieser dictatorisch ernannten Classe besondere (singirte) Wirkungsarten eigenmächtig beygelegt. Aber dem Braunkohlgemüse, dem Rindsbraten oder dem Weizenkuchen fehlt es doch wahrlich nicht an reichlichem Stick- Kohlen- oder Wasserstoffe; wo bleiben aber bey ihnen die Arzneykräfte, die man jenen Stoffen so freygebig zuteilt?

Wass will aus einer (Menschenleben beherrschenden) Kunst werden; bey der Phantasie und Willkür das grosse Wort führen?

\*\*) Wie baar unsre Arzneymittellehren die Angaben jener unlauteren Quellen aufgenommen haben, sieht man unter andern dar-

Die wenigen Bücher, welche Ausnahmen hiervon machen (Bergius u. Cullen) sind desto magerer in Angabe der Kräfte

aus, dass sie Tugenden von rohen Arzneyen anführen, die ursprünglich auf blossen Vermuthungen unsrer abergläubischen Vorfahren beruhen, welche mehrere Arzneystoffe bloss wegen einiger äussern Aehnlichkeiten mit etwas Sinnlichen in einer Krankheit (Signatur) zu Heilmitteln dieser Krankheiten, hindisch genug, geprägt hatten, oder deren Wirksamkeit aus alten Weibermährchen oder aus Eigenschaften abgeleitet ward, welche mit der ihnen angedichteten Arzneykraft in gar keinem wesentlichen Zusammenhange stehen. So wird die Wurzel der Orchideenpflanzen und der Salep, weil sie gleichsam in Form zweyer Hoden getheilt, den Alten ein Omen schien, dass sie dem Zeugungsvermögen der Männer beystehen werde, noch immer für ein Analepticum und Aphrodisiacum ausgegeben. Noch immer wird das *Hypericum* als ein Wundkraut verehrt, weil es die Alten dazu stempelten, des geringen Umstandes wegen, weil seine gelben Blüten zwischen den Fingern zerdrückt, einen blutrothen Saft von sich geben, der ihm den ominösen Namen Johannisblut erwarb. Wo anders haben das *Chelidonium*, die Berberisrinde und die Kurkumey ihren Ruf gegen die Gelbsucht in unsrer *Materia medica* her, als weil man ehemals wählte, die gelbe Milch der Eistern und die in beiden letztern enthaltene gelbe Farbe gebe einen sichern Fingerzeig (Signatur), dass sie bey einer gelben Krankheit dienlich seyn müssten? Und woher hat insbesondere das *Chelidonium* seinen Namen und die ihm angedichtete Wirkung in Gesichtsverdunkelung her, als aus der alten Fabel, die Schwalben stellten mit diesem Kraute ihren blinden Jungen das Gesicht wieder her! Immer noch soll das geschmacklose Drachenblut bloss seines Namens und seiner blutrothen Farbe wegen für das blutende Zahnfleisch und die Blutflüssen helfen! In Hämorrhoidalknoten soll *Ranunculus ficaria* und *Scrophularia nodosa* heilsam seyn, bloss weil beyde Kräuter an ihrer Wurzel ähnliche Knoten haben. — Deshalb, weil die Wurzel der Färberröthe eine dunkelrothe Farbe enthält, erhielt sie ihren Ruf als Monatszeit treibendes Mittel, und weil sie Thieren gefüttert, in den Knochen derselben eine rothe Farbe absetzt, darum wird sie als vorzüglich heilsam in Knochenkrankheiten in der *Materia medica* gepriesen! Noch immer wird die *Saponaria* als eine löstliche auflösende und detergentische Arznei in unsren Büchern angerühmt, weil das Decoct ihrer Wurzel, wenn es geschlagen wird, gleich einer Seifenauflösung schäumt, ungeachtet es seiner übrigen Natur nach der Seife ganz entgegengesetzt ist, und seine schäumende Eigenschaft nicht wie diese, durch Zusatz von Säure, sondern umgekehrt, durch Laugensalz verliert. — Und hat denn die Seife selbst ihre vermeintliche, Stockungen und Verhärtungen im Körper auflösende Kraft wohl anders wo her, als von dem Wagne, das sie, wie in der Hauswirthschaft und in chemischen Verrichtungen, so auch im lebenden Organismus eine auflösende Kraft ausüben müsste? — Darum, weil sich die Ebenisten dreyer farbigen Hölzer unter dem gemeinsamen Namen Sandelholz zum Fourniren bedienten, deshalb mussten sie auch in der Arznei eine gemeinsame Kraft (in den sogenannten blutreinigenden Tränken) haben, ungeachtet das gelbe (und weisse) *Santalum album*, von einer ganz andern Baumgattung, als das rothe (*Pterocarpus santalinus*),

der Arzneyen; da lernt man, da sie meistens — besonders letzterer — das Schwankende und Unbestimmte weglassen, wenig Positives.

Nur ein einziger unter Tausenden, Murray, giebt die Fälle an, worin die Arzneyen gebraucht wurden. Aber da stehen die Autoritäten gewöhnlich einander entgegen, die bejahenden den verneinenden, und so bleibt auch hier die Entscheidung nicht selten ganz zweifelhaft. Oft sind es Fälle, wo die Bedaurung hinzugefügt wird — O! dass er sie in den meisten Fällen hinzugefügt hätte! — dass die Arzneysubstanz nicht allein, sondern in Verbindung mit mehreren andern gebraucht worden sey: so dass man auch hier wieder im Dunkeln steht.

Die angeführten Gewährmänner selbst lassen hier auch den Leser oft in Ungewissheit über die Natur und genaue Beschaffenheit der Krankheit, worin sie das Mittel anwendeten.

Wie unzuverlässig auch sonst die meisten dieser Beobachter waren, sieht man schon daraus, dass sie gewöhnlich versichern: „das Mittel habe unter ihren Händen nie geschadet, nie den mindesten Nachtheil verursacht, wenn es auch nicht geholfen habe;“ da doch jede kräftige Arznei in allen Fällen schaden und widrige Zufälle erregen muss, wo sie nicht helfen kann — ein Satz, der gar keine Ausnahme leidet. Also wieder offenbare Unwahrheit!

Was soll nun der geneigte Leser selbst aus dieser einzig pragmatischen und bessten aller Arzneimittellehren lernen? Gewiss wenig Positives! Und wenig Positives von den einzigen Werkzeugen der Gesundheit? Gerechter Gott!

Man bedenke, wie misslich die Anwendung dieser kaum zum hundertsten Theile gekannten Arzneyen in Krankheiten seyn müsse, die so verschieden als die Wolken am Himmel sind, deren Erkennung auch nach der bessten Weise mühsam, und deren Zahl Legion ist!

Noch mehr: man bedenke, wie ganz precür, und ich möchte sagen, blind, erst diejenige Arzneiordnung wird, wo durch das gefärbte Glas idealischer Systeme verkannte Krankheitszustände mit vielen solchen, fast ungekannten Arzneyen auf

schr heftige und bedenkliche Wirkungen äussert, von denen aber die *Materia medica* nichts weiss — Darum, weil die Rinde der *Cinchona* bitter und zusammenziehend schmeckt, darum hielt man die bitter zusammenziehend schmeckenden Rinden der Esche, der Rosskastanie, der Weide u. s. w. für gleichwirkend mit der Chinarinde — gleich als wenn der Geschmack die Wirkung bestimmen könnte! Weil einige Kräuter einen bittern Geschmack haben, besonders *Gentiana centaurium*, *fel terrae* genannt, bloss darum hielt man sich für überzeugt, sie könnten die Stelle der menschlichen Galle ersetzen! — Darum, weil die Wurzel der *Carex arenaria* eine äussere Aehnlichkeit mit der Sassaaparillwurzel hat, schloss man, erstere müsse gleiche Kräfte mit letzterer haben. — Dem Sternanis hat die Arzneylehre gleiche Brustlösende Kraft als dem Anissamen zugetheilt, bloss, weil dieser eine Aehnlichkeit im Geschmack und Geruch mit jenen Samenkapseln hat, da doch einige Theile des, diese Kapseln tragenden Baumes (*Illicium anisatum*) auf den Philippinen zu einem selbstmörderischen Gifte gebraucht werden! — Das heisse ich eine philosophische und experimentelle Entstehung der *Materia medica*!

einmahl, in eine und mehrere solcher Formeln zusammen gemischt, bestritten werden! Ich ziehe den Vorhang zu. —

\* \* \*

So blieb es dann, trotz der seit mehr als zweitausend Jahren fast ununterbrochenen Umwandlungen der physiologischen, pathologischen und therapeutischen Theorien nach physischen, atomistischen, chemischen, idealischen, pneumatischen und mystischen Theorien und bey dieser Kindheit der Kenntniss der wahren Kräfte der einfachen Arzneymittel immer noch, selbst in diesem der Vollkommenheit in jeder andern Hinsicht zueilenden Jahrhunderte immer noch dabey, dass nur ein sehr kleiner Theil der menschlichen Krankheiten auf eine Art gehoben werden konnte, dass der Arzt als wahrer Urheber ihrer Heilung nicht zu verkennen gewesen wäre. — Die übrigen Krankheiten blieben entweder so ungeheilt, wie vor Galens Zeiten, oder es entstanden durch die medicinische Behandlung an der Stelle der ursprünglich vorhandenen, neue, anders gestaltete Siechthume, oder die Energie des noch kräftigen Lebens — gewöhnlich unter dem Beystande der heimlichen Wegsetzung der Arzneyen — überwand selbst, in der Folge der Zeit, die vorhandene Krankheit, oder es wurden einzelne Uebel, da nichts mehr anschlagen wollte, durch ein blindes glückliches Ereigniss zerstreut, bey dem niemand den Zusammenhang von Ursache und Wirkung wahrnahm, oder — der gemeinsame Beendiger aller irdischen Leiden trat ins Mittel.

Diess ist der wahre, aber schaudervolle Zustand der bisherigen Arzneykunst, welche unter der täuschenden Verheissung von Heil und Gesundheit an dem Leben so vieler Erdenbürger nagt.

O! dass mir's glückte, den besseren Theil der Aerzte, den, welcher die Leiden unsrer Brüder mit fühlt, und sich sehnt, ihnen helfen zu können, auf reinere, gerade zum Ziele führende Grundsätze hinzuweisen!

Schande in den Jahrbüchern der Geschichte dem, der unsre zum Heile der Unglücklichen bestimmte Kunst durch Trug und idealischen Alanz lähmt!

Belohnendes, göttliches Selbstbewusstseyn und eine unverwelkliche Bürgerkrone jedem, der unsre Kunst wohlthätiger machen hilft!

### III.

#### *Materia medica* betreffend\*).

(Num. 305. Allgemein, Anzeiger d. Deutschen. d. 10. Nov. 1808.)

Da die dermaligen Verhältnisse des Seehandels und der Schiffahrt die Folge nach sich ziehen, dass einige indische Arz-

\*) Aus der Wiener Hofzeitung. — Bey dieser Veranlassung glaube ich auf mehrere Aufsätze des Apothekers Liphardt im R. Anz. aufmerksam machen zu müssen: über *Lapis divinus*, Jahr 1798 Nr. 262. S. 2999; Wäre es nicht endlich Zeit, unsere *Materia medica* von ausländischem unnützen Wuste zu reinigen? J. 1799. Nr. 29. S. 333; Musterung ausländischer, kostbarer, aber zugleich entbehrlicher Arzneymittel Nr. 32. S. 365; Fortsetzung in Nr. 34. S. 389. Ob das am Ende dieser Fortsetzung angekündigte Werk: Revolutionen in Aesculap's

neyen schon gegenwärtig in hohem Preise stehen, bey einer längern Dauer aber in den österreichischen Staaten gar nicht mehr zu haben seyn dürften, und je weniger es in der Macht der Staatsverwaltung steht, die Anstände zu heben, welche wider den Bezug dieser Arzneywaaren aus dem Auslande gegenwärtig obwalten, um so mehr darauf gesehen werden muss, den Bedürfnissen dadurch abzuhelfen, dass man da, wo das Inland zureichende Surrogate für die fremden Arzneyen darbietet, diese ausfindig macht, und zu allgemeiner Kenntniss der Aerzte und Apotheker bringt: so haben Se. Majestät durch allerhöchstes Cabinetsschreiben zu befehlen geruht, dass die medicinische Facultät zur Erreichung dieses Zwecks aufgefordert, auch die ausübenden Aerzte angewiesen werden sollen, jene inländischen Heilungsmittel, deren sie sich schon statt der fremden mit gutem Erfolge bedient haben, mit dem darüber gemachten Erfahrungen anzugeben, um sodann durch Fortsetzung und Vermehrung der Versuche zu einer Gewissheit zu gelangen, und die Kundmachung mit Beruhigung machen zu können. Nun hat die medicinische Facultät folgende ausländische Heilkörper nahmhaft gemacht, welche 1) entweder ganz, oder 2) nur zum Theil entbehrlich sind, und 3) welche bis jetzt nicht entbehrt werden können.

1) Gänzlich überflüssige auswärtige Heilkörper. Hierher gehören diejenigen auswärtigen Heilmittel, welche entweder wegen ihrer Unwirksamkeit überflüssig, oder aber durch einheimische Arzneyen mittelst allgemein bekannter Surrogate von jedem Arzte nach Massgabe des Krankheitsfalles leicht zu ersetzen sind; ja deren viele gleichsam nur zum pharmaceutischen Luxus gehören, so zwar, dass die Stimme bey nahe aller Aerzte hierüber nur eine einzige seyn dürfte. Diese (jedoch nur für den medicinischen Gehrauch) überflüssigen Commercialartikel sind: *Accaciae succus*, *Anisum stellatum*, *Balsamum copaivae* und *peruvianum*, *Benzoe*, *Cacao*, *Canella alba*, *Cardamomum*, *Cariophyllus*, *Cascarilla*, *Cassia fistula*, *Catechu*, *China nodosa*, *Cinae semen*, *Coccinella*, *Colocynthis*, *Contrajerva*, *Cubeba*, *Curcuma*, *Elemi*, *Euphorbium*, *Fungus melitensis*, *Galanga*, *Galbanum*, *Geoffraea*, *Gummi Guttac*, *Kino*, *Lacca*; *Maccis*, *Myrobalana*, *Nux moschata*, *Pimento*, *Piper*, *Quassia*, *Sabadilla*, *Sagapenum*, *Sanguis draconis*, *Santalum rubrum*, *Sassafras*, *Sassaparilla*, *Scammonium*; *Senega*, *Serpentaria*, *Simaruba*, *Sperma ceti*, *Tamarindi*, *Tragacantha*, *Zedoaria*, *Zingiber*.

2) Zum Theil entbehrliche auswärtige Heilkörper. Hierher sind diejenigen auswärtigen Heilmittel zu

Reiche, worin jener Stoff in seinem ganzen Umfange und zwar nach alphabetischer Ordnung hat bearbeitet werden sollen, wirklich erschienen sey, ist mir nicht bekannt; aber gewiss ist es, das eine solche Musterung unter die dringenden Bedürfnisse, unsrer, auch in medicinischer Hinsicht, immer bedrängter werdenden Zeiten zu zählen ist. Fernere Fortsetzung Nr. 61. S. 693. — Eine tief einschneidende Kritik der *Materia medica* enthält ein neuerer, die jetzige Arzneywissenschaft überhaupt in ihren Grundfesten erschütternder Aufsatz im allgem. Anz. 1808. Nr. 263. S. 2841 — 2852; und Nr. 264 S. 2859 — 2868: Ueber den Werth der speculativen Arzney-systeme, besonders im Gegenhalt der mit ihnen gepaarten, gewöhnlichen Praxis.

rechnen, die man in sehr vielen Fällen entbehren kann, wenn der Arzt geschickte einheimische Surrogate (an denen es diessfalls nicht gänzlich fehlt) zu substituiren versteht. In manchen Krankheiten werden sie jedoch schwer entbehrt, und einige derselben gehören gleichsam zu einer medicinischen Reserve, welche man zum Gebrauch zieht, wo andere einheimische Mittel nicht zureichen. Es geschieht indessen oft eine grosse und unnöthige Verschwendung mit ihnen, und einzelne Aerzte zeigen zu manchen derselben eine unnütze Vorliebe. Diese sind: *Aloe, Ammoniacum, Gummi, Asa foetida, Borax, Castoreum, Columbo, Guajacum, Moschus, Myrrha, Rheum*, welches letztere ohnehin im Inlande gepflanzt werden kann.

3) Gänzlich unentbehrliche auswärtige Heilkörper. Hierher gehören diejenigen Heilmittel, welche jeder Arzt zur glücklichen Ausübung seiner Kunst, vorzüglich zur bestimmten Heilung gewisser Krankheitszufälle so unumgänglich bedarf, dass ihre gänzliche Entbehrung Nachtheil bringen würde, indem sie bisher durch keine vollkommen hinreichende Surrogate ersetzt werden konnten. Diese sind: *Arabicum Gummi, Camphora, Cassia lignea, Cortex peruvianus, Jalapa, Ipecacuanha, Opium, Saccharum, Senna, Spongia marina*.

Hierüber ist durch ein ferneres Hofdecret vom 15. Sept. I. J. anbefohlen worden, diese Classification der auswärtigen Arzneikörper nach den Graden ihrer Entbehrlichkeit den vom Staate angestellten Aerzten zu dem Ende bekannt zu machen, um sie über ihre bisher schon mit Erfolg angewendeten Surrogate zu vernehmen. Um aber auch die Erfahrungen und Angaben anderer Aerzte benutzen zu können, so werden dieselben auf höchsten Befehl hiermit ebenfalls aufgefordert, ihre Gedanken hierüber in öffentlichen Blättern und Druckschriften, oder auch in blossen, der Landesregierung übergebenen, Aufsätzen binnen 6 Wochen mitzutheilen, damit die für die entbehrlichsten fremden Arzneimittel anwendbaren Surrogate zu seiner Zeit öffentlich bekannt gemacht werden können. Wien, den 6. Oct. 1808. Ferdinand Graf von Bissingen - Nippenburg, Regierungspräsident. Augustin Reichmann von Hochkirchen, Vicepräsident. Paskal Joseph von Ferro, Regierungsrath.

#### V.

*Beitrag zu den Bemerkungen des Dr. Frankenfeld in Nr. 101. des allgem. Anz. über den Missbrauch, und die daraus entstehenden fürchterlichen Wirkungen der Quecksilbermittel; und sehnlichster Wunsch die bessere Bildung unserer Aerzte betreffend.*

(Num. 319. Allgem. Anzeiger d. Deutschen, d. 24. Nov. 1808.)

Die edle Absicht des mir unbekanntem Verfassers jenes Aufsatzes ist nicht zu verkennen; nur schade, dass er nicht weiter gegangen ist, und uns sogleich belehrt hat, was man in den besondern Fällen, wogegen diese Mittel angewendet werden, bey nicht gehöriger Administration zu befürchten, und nachher zu thun hat, um das Unglück wenigstens so viel möglich zu vermindern.

Gross wäre sicher der Nutzen für einen grossen Theil der Menschheit: denn die Uebel, wogegen diese Mittel gebraucht werden, sind weit häufiger, als man wahrscheinlich glaubt, und

leider sind nur wenige Aerzte über die Heilung dieser Krankheit gehörig unterrichtet.

Vielleicht ist es dem Verfasser noch gefällig, obigen Wunsch zu erfüllen, und uns näher zu belehren; vorläufig sey es mir aber erlaubt, etwas aus meiner Erfahrung, wo möglich zum Nutzen und Frommen anderer, hier über diesen wichtigen Gegenstand zu bemerken.

Es ist bekannt, dass der bravste und tugendhafteste Mann, an der Seite der edelsten Gattinn, nicht ganz sicher ist, in die traurige Nothwendigkeit zu kommen, jene Mittel gebrauchen zu müssen; und dass der Grund der seligsten Freuden, ohne seine Verschulden, jener der Verzweiflung werden kann; weniger bekannt ist es aber, was diejenigen zu fürchten haben, die alsdann in Hände kommen, die entweder nicht die gehörige Erfahrung, oder nicht Geist genug haben, scharf genug zu beobachten und zu unterscheiden, und darnach ihre Leitung zu motiviren. Also für jene Unglücklichen hier ein Wink zu ihrer Belehrung. — Mag er Wegweiser für alle, auf dieser Strasse Verirrten werden, und sie glücklich vor dem Abgrunde warnen, wohin mit der grössten Vorsicht, in der besten Absicht, mancher Unschuldige gestürzt worden ist.

Wer bezweifelt wol, dass es nicht hinlänglich sey, wenn man bey irgend einer Krankheit einen unverdorbenen Körper, die Hülfe eines berühmten Arztes, nöthige Pflege, Arznei und Nahrung hat? Allein meine traurige Erfahrung hat mich überzeugt, dass diess, — sobald Quecksilbermittel nöthig sind, — bei weitem nicht hinreichend ist.

Hat uns freylich die Natur einen sehr starken Körper und eine gute Portion Froh- oder Leichtsinns gegeben, so mögen zwar obige Umstände ziemlich hinreichen, die verlorene Gesundheit wieder herzustellen; sind wir aber vom Schicksal an den Schreibtisch gekettet, und dadurch unsere Eingeweide geschwächt; oder hängen wir von dem Drange vieler Geschäfte, oder harter gefühlloser Obern ab, die keine Nachsicht haben, und nur wenig Ruhe gönnen; oder arbeiten gar Kummer und Sorgen in unsrem Busen; — oh dann ist schon weit mehr nöthig, um uns zu retten. Und hauptsächlich für diejenigen, bey denen diese Umstände mehr oder weniger eintreten, steht hier mein wohlmeinender Wink,

Das traurigste ist, dass eine schlecht geleitete Mercurialcur grösseres Unheil anrichten kann, als das Uebel selbst, wogegen man die Mittel braucht; dass die Lehre von den Quecksilbermitteln und ihren Wirkungen noch so äusserst unbestimmt ist; dass die meisten und berühmtesten Schriftsteller darüber nicht einig sind; und endlich, dass man diese gefährlichen und fürchterlichen Mittel unbedingt und ohne sichern Leitfaden dem Arzt und Wundarzt in die Hände giebt, ohne sie zu nöthigen, durch eigene Beobachtung sich vorher darüber selbst gehörig zu belehren; dass man die vielen elenden Schriften über diesen Gegenstand duldet, sie nicht verbrennt, oder doch wenigstens von Sanitäts-Collegien davor warnt!

Wer überlässt einem Kinde in einer vollen Scheuer ein offenes brennendes Licht? Und so wie jetzt diese Sachen stehen, ist es doch wahrlich noch viel schlimmer: denn nur wenige Aerzte haben eine helle Ansicht dieser Krankheit und ihrer Heilung; wenige kennen das Unglück, das die Mercurial-Mittel anstellen können; noch weniger sind sie im Stande, die Zufälle die von der Krankheit, und diejenigen, die von den Mitteln

bewirkt werden zu unterscheiden; viele hängen am Vorurtheil von verlarvten Uebeln; viele sind zu selbstsüchtig und eitel, um die weisen Winke älterer, erfahrner Aerzte zu benutzen, glauben sich klüger, und der Unglückliche, der sich ihnen anvertraut, ist nicht selten das Opfer ihres Eigensinnes, ihrer Vorurtheile oder ihrer Unwissenheit.

Jede Mercurialcur erfordert eine gründliche Einsicht, und die sorgfältigste Beobachtung und Leitung von Seiten des Arztes.

Gerade so wie zu viel Feuer das Metall verbrennt, und zu wenig es nicht zum Schmelzen bringt, so zerstört zu viel oder zu heftig angewendeter Mercurius den Körper, und zu gelinde gegebener hebt das Uebel nicht.

Diese Krankheit ist ein Reiz, und kann nur durch einen andern künstlichen, durch Mercurialien bewirkten Reiz, der jenem proportional ist, gehoben werden; um diess zu bewirken, muss der Körper in eine gute Verfassung, durch eine angemessene meistens kräftige Diät u. s. w. gebracht werden. Eben so ist ein gehöriges Verhalten in Ansehung der Ruhe und Bewegung genau zu beobachten, und jede Verkältung bringt zwar nicht den Tod, aber — was weit fürchterlicher ist, — schwere und oft gar unheilbare Uebel.

Die gefährlichsten, und unter vielen Aerzten noch herrschenden Vorurtheile sind, nach meiner Erfahrung, folgende:

Dass beym Gebrauch des fressenden Sublimats keine strenge Diät, und überhaupt kein so sorgfältiges Verhalten nöthig sey, wie bey den übrigen Mercurialien.

Dass jede Tisane und alle Nebenmittel, um die Natur zu unterstützen, bloss erhitzenes unnützes Zeug seyen.

Dass den bösen Folgen der Mercurialien durch Antimonialmittel etc. völlig vorzubeugen sey.

Dass man Quecksilber-Mittel bey geschwächter Gesundheit auch innerlich anwenden dürfe, ohne nothwendig zu haben, — vorher die Kräfte zu heben.

Dass man Mercurialien so heftig geben könne, oder müsse, bis ein starker Speichelfluss eintritt.

Dass während des Gebrauchs der Mercurialien der Kranke, bey guter Kleidung und Diät, sich der kalten Witterung aussetzen könne.

Dass Knochengeschwülste, Knochenschmerzen, und der heftige Geruch aus dem Munde, Wirkungen der Krankheit seyen, — da sie doch bloss Wirkungen der Mercurialien sind!

Hat also jemand das Unglück in die Hände eines Arztes, mit diesen falschen Ansichten, zu fallen; so ist er mehr oder weniger verloren, nachdem die Umstände mehr oder weniger nachtheilig sind.

Durch die Unwissenheit und Leichtfertigkeit eines Menschen um seine Gesundheit zu kommen, ist hart! ja sicher sehr hart! aber es übersteigt alle Begriffe von Unglück, wenn man durch die Umstände genöthigt wird, seine Zuflucht zu einem leichtfertigen Parteygänger zu nehmen, und in der Absicht, einem befürchteten Uebel zu entgehen, durch dessen unkluges Benehmen das grösste über sich zu bringen. Und diess ist doch, wie jetzt die Sachen stehen, so sehr bey jeder Mercurialcur zu befürchten. Daher wünsche ich jedem braven Mann, dass er alsdann das Glück haben mag, in die Hände eines moralisch guten, erfahrenen, vorsichtigen, genau beobachtenden, scharf

unterscheidenden, vorurtheilsfreyen Mannes zu kommen, denn nur von einem solchen hat er gründliche Heilung, ohne nachtheilige Folgen für sein physisches und politisches Wohl zu erwarten. Er heisse dann Doctor oder Chirurgus, gleichviel, denn hier thun Erfahrung, genaue Beobachtung und Vorsicht mehr, als unsere, meistens falschen Theorien, die wir über die Heilung dieser Krankheiten haben.

Man ist nicht im Stande, das Unglück grell genug zu schildern, das durch den schlechten Gebrauch der angeführten Mittel über uns gebracht werden kann. Was ist wol härter als physisch zu leben, und politisch gemordet zu seyn? noch vollkommen den Reiz der Jugend, und übrigens volle Ansprüche auf hohen Lebensgenuss zu haben, und ihn bey jedem Schritt verbittert, oder gar zerstört zu finden?

Hat jemand zu heftig die angegebenen Mittel bekommen, so wird mindestens sein Athem so verändert, dass er jedem dadurch auffallend wird. Kommen dann noch, wie meistens Geschwüre im Gesicht dazu, wer kann es alsdann dem Publicum verargen, wenn es etwas anderes fürchtet, als was wirklich der Fall ist, und mit einem solchen Unglücklichen alle nahe Verbindung vermeidet? Wird er dadurch veranlasst, sich zurück zu ziehen, so stirbt er für sich und die Gesellschaft politisch ab; indem ihn vielleicht noch voller Sinn für's gesellschaftliche Leben und der Drang, sich an andere gute Wesen liebevoll anzuschliessen, heftig bestürmen.

Und welche Kraft an Grundsätzen und Stärke des Geistes ist alsdann noch erforderlich, um nicht ganz zu sinken? Denn so wie das Unglück sich uns naht, fliehen uns gewöhnlich unsre Freunde; und kaum sind die stärksten Bäume, wenn sie isolirt stehen, im Stande, den Stürmen zu widerstehen; wie viel schwerer muss es den schwachen Menschen werden, sich gegen den der Leidenschaften, bey einer schlechten Umgebung, zu erhalten?

Wer vermag eine solche Lage lebhaft genug darzustellen? — Der Tod, ja der zehnfache Tod, und alle Marter, welche die fürchterlichsten Revolutionen hervorgebracht haben, sind gegen diejenigen, welche diese Unglückliche ertragen, nur ein Schattenriss gegen die Wirklichkeit. Jene waren zwar grausam, — jedoch nur von kurzer Dauer; diese wütheten aber manchemal den grössten Theil des Lebens mit beständigen, herzerreissenden Gefühlen fast ununterbrochen fort.

Ich bin zwar nur Wundarzt, allein meine Erfahrung über diesen Gegenstand ist vielleicht eine der fürchterlichsten. Hier nur einiges davon, wo möglich zur Belehrung und Warnung:

In einer kleinen Stadt, wo dieses Uebel durch einen unglücklichen Vorfall in viele und mit unter sehr würdige Familien, ganz ohne ihr Verschulden, gekommen ist, verloren dadurch mehrere dieser Familien ihre rüstigsten und hoffnungsvollsten Mitglieder; in einigen blieben Wittwen und Waisen trostlos zurück; und ein junger Mann musste dadurch nach und nach, Weib und Kinder zu Grabe begleiten; und mit ihnen sein zeitliches Glück und alle Lebensfreuden verschwinden sehen. Und nachdem er von Schmerz und Gram auf das fürchterlichste gepeinigt war, und dadurch auch aufs Krankenlager gestreckt ward, sollte, — was der Gram bewirkte — auch ein ihm fremdes Uebel gethan haben. Er wurde also mit Quecksilber-Mitteln so lange geplagt; bis dass er nach wiederholten Curen, und nachdem er mehrere Jahre, wie eine lebendige Leiche, sein

trauriges Daseyn mit geistigen und körperlichen Leiden herum geschleppt hatte, endlich, aus Gram und Mangel an Kräften, auch in den Schoss, der seine ihm unvergessliche Familie schon enthielt, gebracht wurde. — Ein anderer, der ebenfalls auf diese Weise schon an den Rand des Grabes gebracht war, warf auf einmahl, da er bemerkte, dass es auf den Gebrauch der Mercurialien immer schlimmer wurde, alle Mercurialien hinweg, brauchte Mittel gegen die Quecksilbermittel, und ward, so weit als es noch möglich war, wieder hergestellt. — Ein dritter... doch genug! — vielleicht schon des Schauerhaften zu viel. —

Das schlimmste war, dass man das Unheil, welches man auf der einen Seite mit den Mercurialien, anstellte, fast immer auf der andern mit Blasenplastern, Scapplastern und Fontanellen wieder gut machen wollte, und so auf die entsetzlichste Weise, alle Lebenskräfte und den ganzen thierischen Organismus zerstörte; statt zeitig die Quelle des Uebels zu stopfen, und die Mercurialien auszusetzen, und Mittel gegen diese zu gebrauchen: denn nur da, wo man diesen Weg einschlug, war noch einzige Rettung.

Da hatte ich Gelegenheit, genau den Gang mancher Mercurialcur zu beobachten, und dadurch leider die Ueberzeugung, dass man so blind war, nicht selten die Wirkungen der Arzneien für die einer Krankheit zu halten, die oft gar nicht mehr da war; und so viel Geist und Festigkeit hatte, auf diesem Wege fortzufahren, bis nichts mehr zu zerstören übrig blieb. Der unglückliche Kranke wurde dadurch zwar hingERICHTET; aber man konnte sich doch rühmen, consequent gehandelt zu haben!

Wer wollte nicht Feuer rufen, wenn er es brennen sieht? und bey Feuer betrifft es doch hauptsächlich wieder zu erwerbendes Gut; hier aber das grösste Glück und Unglück vieler Menschen, das, wenn es verloren geht, nie wieder zu erlangen ist; man wird mir daher zu gute halten, wenn ich bey einem so wichtigen Gegenstande laut nach Hülfen rufe.

An Euch, Väter der Menschheit, Ihr Fürsten und Minister, sey mein Flehen zuvörderst gerichtet, zerbrecht das Joch der Gewohnheit, worunter unsere Aerzte ihre Bildung erhalten, macht zur unablässigen Pflicht und Bedingung, dass keinem erlaubt werde, mit dem grössten Glücke des Menschen, seiner Gesundheit, sich zu befassen, — ehe er nicht mehrere Jahre unter der Leitung erfahrner Aerzte in den grössten Städten Eurer Reiche Kranke besucht, und die meisten Krankheiten, so wie die Wirkung der Arzneien beobachtet hat: denn nur dadurch werden helle Ansichten über diesen wichtigen Zweig verbreitet, und die nöthige Sicherheit an die Stelle der elenden Grimassen und Formalitäten kommen; und wahrer Nutzen bewirkt werden.

Bey dem geistlichen Stande, bey Gericht und bey dem Militair werden die Menschen erst gebildet, und dann erst, — wenn sie mit der gehörigen Erfahrung ausgestattet sind — zu höhern Aemtern befördert. Aber hier, wo es dem Köstlichsten der Menschen gilt, wird durch ein Machtwort einer privilegierten Versammlung der junge Mann, wie durch einen Zauberschlag, zum Weisen gemacht, und sogleich aus der Schule in ein unumschränktes practisches Feld versetzt, — und ihm das aller Köstlichste im Staate — der Mensch selbst anvertraut, ohne dass er sonst jemand als seinem Gewissen von seinem Benehmen verantwortlich ist.

Was durch diese Einrichtung, und bey dem Mangelhaften dieser schwankenden Kunstwissenschaft der unglückliche Kranke zu befürchten hat, ist leicht zu ermessen. Kommt aber noch gar dazu, dass das Individuum, in dessen Hände er sein Wohl und Wehe legt, oder legen muss, ein leichtfertiger unmoralischer Mensch, oder ein herzloser Pedant ist; o! dann mag uns das Schicksal lieber unter Mörder und Kanibalen führen: so werden wir doch kurz und gut, dort aber oft methodisch und nach schlechten Regeln und Formen gemartert. Dort erhalten wir einen kurzen Tod umsonst, hier oft lebenswüthige Leiden für theures Geld.

Vor offenbaren Dieben und Mördern schützt uns der Staat, warum thut er nicht mehr für unsere Sicherheit gegen Feinde, von denen wir den Lebensbecher erwarten, und so oft Gift; — ja! das fürchterlichste Gift erhalten, ohne dass wir etwas Böses ahnen, ohne dass wir unsren Feind deswegen hassen können? Denn fast nie wird er mit Vorsatz unser Mörder, sondern gewöhnlich aus Mangel an Einsichten, oft von berühmten, aber schlechten Autoritäten verleitet und verführt, und höchstens — aus Leichtfertigkeit oder Eigensinn.

Möge daher meine Stimme zu den Ohren der Mächtigen kommen, und dadurch einem der wichtigsten Zweige des menschlichen Vereins, die bessere Bildung unserer Aerzte, bewirkt werden. Möchte ich veranlassen, dass über die Anwendung eines der gefährlichsten Gifte, Arzney genannt, ein sicherer, volles Zutrauen verdienender Leifaden entworfen, und alle darüber bestehende gefährliche Vorurtheile vertilgt, und dadurch das Glück und Wohl, und die Gesundheit recht vieler Menschen erhalten werde.

Dass ich hier meine Stimme stark erhebe, sie kräftig gegen das Fehlerhafte eines Standes, und die gewöhnliche schlechte Behandlung eines der schrecklichsten Uebel laut werden lasse, wird wahrscheinlich der grösste Theil des Publicums gut aufnehmen: denn der Zweck und die Tendenz meines Aufsatzes liegt klar vor Augen; dass aber nicht diejenigen Glieder dieses Standes, die Dunkelheit und Vorurtheil zur Stütze brauchen, gegen mich eifern sollten, ist nicht wohl zu erwarten. Diess sey auch! — Licht wird immer Licht, und Schatten ohne Licht, ewig Schatten bleiben; und wer gesunde Augen und Verstand hat, wird immer das eine vom andern unterscheiden können. Nur wünsche ich, dass ihre Bosheit, nicht so weit gehen mag, dass sie das Unglück noch dadurch vermehren, indem sie die Schwachen zu blenden suchen. So wie ich aber Geifer von dem schlechten Theil zu erwarten habe, so hoffe ich auf Unterstützung von den edeln Männern dieses Standes, die sich auf eine würdige Weise dem Wohl ihrer Nebenmenschen widmen, ihre edelsten Kräfte, mehr aus Liebe zur Sache, als aus Eigennutz aufbieten, und dadurch, und durch weises, vorsichtiges Verfahren die Finsterniss, so weit, wie menschliche Kräfte reichen, durchdrungen haben, und die wahren Wohlthäter der leidenden Menschheit werden. Und dafür werde diesen Liebe und Hochachtung und die reichlichste Belohnung, mit dem wärmsten Dank im vollsten Mass.

So eben bey dem Schluss dieses Aufsatzes erhalte ich den 10. Heft der Heidelberger Jahrbücher der Literatur, worin die Anzeige einer kleinen Schrift von dem königl. bayer. geh. Rath

Besnard enthalten ist. Nach dieser, und dem zum Theil beygefügtten Zeugniß der königl. bayer. Landes-Direction, hat Besnard ein Mittel erfunden, das ohne alle Mercurialien und Nachwehen die Siphylis gründlich heilt. Welcher Gewinn für die Menschheit! Denn obgleich ich von der Wahrheit der Behauptung des Rec. überzeugt bin, dass die Mercurialien in den Händen eines verständigen Arztes nicht so gefährlich sind, wie in denen eines ungeschickten, so sind doch die geschickten Aerzte viel zu selten, nicht alles von einem Mittel fürchten zu müssen, dass so leicht das fürchterlichste Gift wird. Aber man erfährt nicht, wo die von Besnard erfundene Arznei zu haben ist? wie sie gebraucht werden müsse? und was sie kostet?

Eben so wünschenswerth, wie die Beantwortung dieses, wäre eine Anzeige oder Belehrung, ob und wie Mercurial-Vergiftungen glücklich zu heilen sind? Man glaube ja nicht, dass diess jeder Arzt wisse. Leider ist vielen nicht einmal die gehörige Anwendung und die glückliche Wirkung des Schwefel-leber-Gases und des Kampfers bekannt.

Ich habe gesehen, wie sie Unglückliche, die sie vergiftet hatten, mit den schlechtesten Trostgründen, die eher Hohn als Trost waren, ohne nur Hülfe zu versuchen, verliessen; und noch besondere Belohnung verlangten, dass sie — glückliche Menschen elend gemacht haben!

Himmel, wer kann bey solchen Ueberzeugungen ruhig und kalt bleiben?

Ja, wenn es jemanden gefällig wäre, über diesen Gegenstand zu belehren, er würde sich sicher ein grosses Verdienst um viele Unglückliche erwerben.

Schliesslich muss ich noch einiges über die gewöhnliche Art und den Weg, wie die Mercurial-Vergiftungen veranlasst werden, aus der angeführten Schrift anführen, da solche so ganz nach der Natur gezeichnet sind, und höchstwahrscheinlich hier nicht ohne Nutzen stehen werden.

„Der Arzt, sagt Besnard, wendet ein Quecksiber-Präparat bey einem von venerischem Gift angesteckten Kranken an; derselbe wird, bey einem richtigen Verhalten in Ansehung der Diät und Wärme, nicht allein dem Schein nach, sondern wirklich geheilt. Dieser Patient wird demnach gesund entlassen. Nach Verlauf von drey Wochen, auch öfters von so viel Monathen, bekommt der nämliche Patient Halsweh etc., geht zu einem andern Arzte, weil er durch den ersten von seinem Uebel nicht ganz befreyt zu seyn glaubt. Der erste Arzt lacht, glaubt mit Zuversicht, dass es eine neue Ansteckung sey. Der zweyte erklärt die Erscheinungen venerischer Natur: da sie doch nichts anderes als die Folgen des Mercuris sind; dieser verordnet sogleich wieder Mercurialmittel. Durch diese doppelte Mercurial-Ueberreizung kann aber nichts anderes entstehen, als eine zunehmende Verschlimmerung der Krankheit u.s.w.“

Leider ist diess ganz der Gang und der Weg, auf dem mancher brave Mann entweder selbst, oder doch seine Glückseligkeit zu Grabe gebracht worden ist; darum helfe, wer zu helfen im Stande ist.

Ich habe nun das Meinige gethan; und meine Pflicht als Mensch, mit so viel Schonung als möglich, erfüllt, und alle Persönlichkeiten vermieden. Den Dämon, der im Finstern schleicht, musste ich aber zur Sprache bringen und kenntlich zu machen suchen, denn wenigen ist er so wie mir begegnet, und die wenigen ausser mir, die ihn kennen, haben wahrschein-

lich keinen Beruf, ihn dem Publicum kenntlich zu machen. Ich habe gesehen, wie Aerzte Jahre lang unglückliche Kranke und das Publicum in dem Wahne liessen, der Kranke habe venenisches, nicht völlig getilgtes Gift im Körper, und ihn veranlasst, wiederholte Mercurial-Curen zu brauchen; da er bloss an Mercurial-Uebel litt, welches die immer verschlimmert zurückgekommenen Zufälle, bey dem wiederholten Gebrauche des Mercurius, bewiesen. Ob ihre Behauptung Unwissenheit oder Bosheit veranlasst habe, wage ich nicht zu entscheiden; bin aber geneigt, das erstere zu glauben.

## VI.

*Ueber die Surrogate ausländischer Arzneyen und die jüngst von der medicinischen Facultät in Wien angegebenen Ueberflüssigkeitsgrade der letzteren. Vergl. allg. Anz. N. 305.*

(Num. 327. Allgem. Anzeiger der Deutschen, d. 3. Dec. 1808.)

Wenn die kaiserl. österreichische Landesregierung den zu befürchtenden Mangel ausländischer Arzneyen durch einheimische Surrogate sich bestrebt, ersetzen zu lassen, so ist das landesväterlich gut gemeint; wenn aber die medicinische Facultät hierauf einen entscheidenden Ausspruch thun will, welche unter den ausländischen Drogen für ganz überflüssig, für zum Theil entbehrlich, und welche gänzlich unentbehrlich wären, so hat sie in vielen Stücken Unrecht.

Es lässt sich die Brauchbarkeit oder Entbehrlichkeit eines Arzneymittels von keiner medicinischen Facultät decretiren, so wie es thöricht war, dass sich das pariser Parlament herausnahm, im Jahre 1566 den Spiessglanz als Arzneymittel zu verbieten und im Jahre 1666 durch ein entgegengesetztes Edict wieder zu erlauben. Weder Parlament, noch Facultät können so etwas. Die Kunst, Kranke zu heilen, bleibt eine freye Kunst, die sich aller Substanzen aus dem ganzen grossen Reiche der Natur zur Hülfe der Kranken bedienen kann, ohne Ausnahme.

Man lehre nur die Aerzte allgemein gültige Grundsätze, nach denen die Kräfte der Arzneyen mit Gewissheit erkannt und geprüft werden können, wozu eine jede unwidersprechlich tauglich und passend sey, für welche Krankheitsfälle jede ausschliesslich quadrire und in welcher Gabe: dann wird jeder Arzt sich ohnehin nur solcher bedienen, welche nach der grössten Gewissheit für jeden Krankheitsfall die passendsten, die hilfreichsten sind, sie mögen nun aus Osten oder aus Westen kommen\*), oder im Lande gefunden werden — und dann wird

\*) Versagt ihm aber der verschlossene Sechandel dieses oder jenes derselben, so fällt ohnehin weg, was nicht mehr da ist, und so richtet er mit den ihm von der Gemeinnoth noch übrig gelassenen Arzneyen, die er ebenfalls genau nach ihren innern Eigenschaften und Kräften kennen muss, in Krankheiten bloss aus, was sich thun lässt. Kann er sie aber bekommen, so hat keine Facultät in der Welt Erlaubniß, sie ihm vorzuhalten oder wegzudecretiren. Will aber eine Facultät nach einleuchtenden Gründen beweisen, z. B. dass Perlen genau derselbe Stoff sey, als der der Muschel- und Austerschaalen, so wird sich aus Ueberzeugung kein vernünftiger Arzt mehr erlauben, ferner die theuern Perlen anzuwenden, sondern nur von selbst Auster-

er aus eigener, voller Ueberzeugung und aus unverwerflichen Gründen viele ausländische Drogen von selbst in der Praxis ungebraucht lassen, oder sie nur in wenigen bestimmten Fällen brauchen.

Doch, so weit sind wir noch lange nicht. Noch sind keine Grundsätze allgemein anerkannt, nach denen die Heilkräfte der (auch noch nicht zu Heilabsichten am Krankenbette gebrauchten) Arzneyen festständig im voraus bestimmt werden könnten, ohne sie erst den ewig langen, fast nie beweisenden, gemeinschädlichen Weg passiren zu lassen, „sie am Krankenbette auf gut Glück zu probiren.“ Dieser dunkle, wenig oder nichts beweisende Weg *ab effectu in morbis* hat noch die grausame, nicht zu entschuldigende Seite, dass der in Krankheiten ohnehin so reizbare Mensch leicht unter solchen blinden Proben verschlimmert, auch wohl ein Raub des Todes werden kann, zumahl bey der neuern Sitte, recht grosse Gaben starker Arzneyen zu verordnen.

So lange nicht jener bessere Weg, sondern bloss der letzte seit Anbeginn für untüchtig und unzulänglich erkannte Weg im Staate etablirt ist — so lange wird der Widerspruch der Aerzte über die Heilkräfte der einzelnen Arzneyen nie aufhören; keiner wird den andern vom Ungrunde seiner Meinung überführen können, keiner wird seiner eignen Behauptung und widersprechliche Beweiskraft geben können. Fast jeder denkt anders über die Kraft dieser oder jener Arzneey, und keiner kann sein Urtheil beweisen.

So ist auch dieser vorliegende Facultäts - Ausspruch weiter nichts als eine Privatmeinung mehrerer, was sie so ungefähr von den Kräften der genannten Arzneyen halten, nach dem, was sie hier und dort davon gehört und gelesen, oder nach den individuellen Fällen, die jedem in seiner Praxis vorgekommen sind, nach welchen sie vermuthen wollen, dass dem so sey.

Zu einem gültigen Urtheile gehört gar mehr, gehören allgemein gültige Grundsätze, auf die der Gerichtshof sich muss berufen können. Kann er keine vorweisen, so ist es eine bloss zusammengefügte individuelle Meinung vorzüglich der wortführenden Collegen, die eben so wenig als Richtschnur gelten kann, als die Privatmeinung jedes andern, nicht ungelehrten Arztes im Lande. Auch die Stimmenmehrheit kann hier keine Norm geben, da sich mehrere in ihrer Meinung so gut irren können, als einer, so lange dem Satze kein anerkanntes Princip zum Grunde liegt. (So meinten und behaupteten vor einigen Jahren viele tausend Aerzte, dass Brown's Lehre die allein heilbringende sey, und sie irrten dennoch alle.)

Wenn eine Arzneey dem einen oder mehreren Heilkünstlern niemals in der Krankheit zu helfen schien, worin sie von andern gepriesen wurde, so folgt hieraus noch gar nichts. Denn es kömmt ja noch darauf an 1) ob es auch jedesmahl und genau dieselbe Krankheit war, die der Anpreiser vor sich gehabt hatte; (die Krankheitsfälle in der Natur sind unendlich verschie-

oder Muschelschalen dafür brauchen. Die Identität der Salze, Erden und Metalle lässt sich jedoch nach schon bekannten chemischen Grundsätzen ausmitteln, die Heilkräfte der vegetabilischen Arzneyen aber beruhen nicht auf chemisch erkennbaren Bestandtheilen, sondern nur auf Principien ganz andrer Art, die eben noch nicht bekannt sind.

den, und werden doch so oft mit einander verwechselt; äusserst selten trifft sich dieselbe Krankheit genau so in der Welt wieder.) 2) ob es genau dasselbe Arzneymittel war; (oft kennt der Arzt die Kennzeichen der Echtheit der Arzney nicht.) 3) ob die Arzney in allen diesen Versuchen ganz allein und rein gegeben ward, oder in Vermischung mit Dingen, die ihre Wirkungskraft abändern konnten; (so lange die Aerzte nicht eine bestimmte Krankheit mit einer einzigen unvermischten Arzneysubstanz behandeln, sondern wie sie alle thun, andere kräftige Dinge zusetzen, so lange lässt sich aus allen ihren Behauptungen über die Heilkräfte dieser oder jener Arzneysubstanz keine, nicht einmahl eine wahrscheinliche Folgerung ziehen; sie sind sämmtlich nichts beweisend.) 4) ob die Arzney in der zweckmässigsten Gabe gereicht ward; (waren die Gaben der meisten Arzneyen bisher nicht ganz willkürlich? Muss es nicht, schon der Natur solcher kräftigen Substanzen nach, einen Punet geben, über und unter welchem diese oder jene Arzney nicht verordnet werden kann, ohne — schon der Menge wegen — diese oder jene Folgen hervorzubringen, oder Folgen zu unterlassen?) 5) ob sie in dem rechten oder unrechten Zeitpuncte der Krankheit gereicht ward; 6) ob die (oft übel schmeckende, übel riechende) Arzney auch überhaupt eingegeben, oder wol nur zum kleinern Theile oder ganz und gar nicht eingegeben worden ist; ob wichtige äussere, oder der Körper-Constitution des Kranken eigne, vielleicht unbeachtete Umstände die Genesung hinderten, und so noch einige andere Rücksichten.

Eben so kann ein Arzt oder mehrere Aerzte können meinen, dieselbe Krankheit mehrmals mit einem gewissen Arzneymittel geheilt zu haben, und es ist denungeachtet, unbeschadet ihrer Redlichkeit, gar nicht wahr. Man untersuche nur, ob die angeführten Punkte dabey richtig waren, und es wird allemahl, wenigstens darin lücken, dass die Krankheitsfälle verschieden waren, oder dass die Arzneysubstanz nicht allein, sondern mit andern kräftigen Mitteln verbunden oder bald hinter andern Arzneyen eingegeben ward. Einer von diesen Hauptmängeln, gemeinlich beide, finden sich fast immer bey den Curen, bey Heilungen und Nichteilungen.

Wo soll nun eine Reihe reiner Beobachtungen in der Praxis herkommen, die nur eines einzigen Arzneymittels Heilkräfte auf feste Sätze zurückführen könnte? Indessen decretirt die wiener medicinische Facultät in der ersten Abtheilung ausser *semen cinac*, Coloquinten, Copaiwabalsam, Quassia, Sabadille, Sassafras und Senega — auch die Cascarille für ganz überflüssig. Und doch hat nur erst jüngst der weitberühmte Hofrath Hecker in Berlin in einem weitläufigen Aufsätze im allg. Anz. d. D. (Nr. 221.) behauptet: „die Cascarille sey der Chinarinde an Heilkräften nicht nur gleich zu setzen, sondern ihr sogar vorzuziehen.“ (Ich sage behauptet, denn er that mit 1000 Worten nichts, als was die Facultät mit zwey Worten that; er behauptete nur und bewies nichts. Nicht einen einzigen Fall führt er an, (konnte ihn nicht anführen), wo die Cascarille allein in einem Wechselfieber wäre gebraucht worden, noch weniger zeigt er, in welcher von den unzählig verschiedenen Arten von Wechselfiebern die Cascarille, ganz rein und allein gegeben, geholfen hat, damit man sehen könne, ob sie in denselben Fällen gewiss und wirklich allein hilfreich war, wo die China es auch ist, oder ob auch in andern Fällen, wo letztere es nicht ist,

oder vielleicht gar nur in gewissen andern (und welchen?) Fällen von Wechselfiebern dienlich seyn könne, aber gerade in denen nicht, wo die China einzig hilfreich hinpasst. Er hat also, wie die ganze übrige Zunft unsrer ärztlichen Schriftsteller zu thun pflegt, weitläufig deducirt: dass er behauptet, und nicht, dass er bewiesen und die Sache ins Reine gesetzt habe — *transcat cum caeteris*.

Wer hat nun, da sich beide Parteyen, die wiener Facultät und Hofrath Hecker\*), einander ganz entgegengesetzt widersprechen, wer hat nun Recht?

Unselige Kunst, in der solche gerade Widersprüche möglich sind! welches zahllose Unheil mag wol aus deinem Füllhorne, was so geräumig als das Reich der Meinungen ist, täglich und stündlich auf die leidende Menschheit herabfallen!

Die Facultät verwirft diese erste Classe als ganz überflüssig, „weil sie entweder unwirksam (das kann sie von den genannten Dingen nicht sagen), oder durch einheimische Arzneimittel mittelst allgemein bekannter Surrogate von jedem Arzte leicht zu ersetzen wären.“ Welches sind denn die einheimischen Surrogate, warum nennt sie sie nicht? Wie sollen aber solche Surrogate bekannt seyn, da sie doch unmöglich sind?

In dem vegetabilischen Arzneyvorrathe giebt es keine wahren Surrogate, kann es keine geben. Die Kräfte jeder dieser Arzneysubstanzen sind, genau genommen (und welcher Menschenfreund sollte mit Substanzen, auf denen Krankheit und Gesundheit, Marter, Tod und Leben der leidenden Menschheit beruht, es nicht genau nehmen wollen?) so vielfach, so besonders, so sehr von denen jeder andern Arzney-Drogue verschieden, dass eine arzneylische Gewächssubstanz nur durch sich selbst, das ist, durch Pflanzenstoffe ganz derselben Art und Gattung ersetzt werden kann. — Es giebt zwar Substanzen, welche eine oder die andere Eigenschaft mit der zu substituierenden gemein haben. Aber wo bleiben die vielen andern Eigenschaften, die jede für sich eigenthümlich besitzt?

Wer freylich die ganze Reihe arzneylischer Eigenschaften der einen, und ebenso die individuellen Kräfte der andern, als Sur-

\*) Jammerschade ist es um diesen, mit so reicher Gelehrsamkeit, mit so feinem, scharfen Distinctionstalent und so klarer Darstellungsgabe ausgestatteten, hervorragenden Kopf, der allein mehrere medicinische Facultäten aufwiegt, der oft siegreich den medicinischen Aberglauben bekämpfte, und in seinen Schriften nicht selten die hellsten Blicke in das Heiligthum der Wahrheit that —; jammerschade um diesen grossen Geist, dass er, eigener Kraft ungedenken, sich noch von Zeit zu Zeit in die elenden Formen der Dogmatik schmiegt, die nicht in dem, was den Kranken frommt, sondern in pedantischer Observanz ihr Heil sucht, im Alleserklärenwollen auch des unmöglichen Apriorischen sich gefällt, mühsame treue Beobachtung mit offenen Sinnen, parteylose Untersuchung und tiefes Nachdenken mit ungefesseltem, schlichten Menschenverstande nicht gelehrt genug findet und als unbequem scheuet, alles, was vom Hergabrachten des alten Schulkrams abweicht, als inorthodox ununtersucht lässt und dictatorisch verschmäheth, und bloss in complicirten Arzneyverordnungen, in Dialectik und Scholastik, in beweislosen Meinungen, Vermuthungen, Behauptungen lebt und weht.

rogat anzuwendenden Substanz nicht kennt, dem wird es allerdings leicht, eins für das andre unterzuschieben! Daher sehen wir auch, dass es den Apothekern, eben weil sie weder das eine, noch das andre Arzneymittel in Absicht seiner Körperverändernden Kräfte mehr als oberflächlich kennen, unter süsser Befriedigung ihres Interesses so leicht wird, eins dem andern in der Recept-Bereitung unterzuschieben. — Ihr armen Kranken! — „Wir glauben,“ sagten die Apotheker schon von Jeher in ihrem Herzen, „dass Terbenthin dasselbe sey als Copaiu-Balsam —, wir glauben, Enzianwurzel sey so gut als Quassia: also lasst uns unterschieben.“ Wenn in dem ganzen Arzneywesen, wie wir sehen, Vermuthung die Stelle der Ueberzeugung vertreten kann, wenn es hier bloss aufs Glauben und Wähnen ankömmt, so ist das Gewissen dieser Leute freylich gedeckt — vor der Medicinal-Behörde, vor der Welt —; aber wie, auch vor dem Allwissenden, dem Menschenleben so theuer ist, der den Arzneykörpern jene ungläubliche Menge merkwürdiger Eigenschaften und Kräfte anschaut, damit sie der Mensch erforschen und zur Rettung seiner Brüder anwenden sollte?

Hört es, klügere, gewissenhaftere Nachkommen! jetzt wird das Substituiren der Arzneyen, und das Surrogat-Wesen, was schon von Jeher die *partie honteuse* der Apothekerey ausmacht, sogar von Facultäten sanctionirt, Arzneykörper werden von medicinischen Behörden für gleichbedeutend, für gleichwirkend ausgegeben, die man bisher ihrem wahren, eigenthümlichen Kräften nach nicht zum hundertsten Theile kannte!

Hört es klügere, gewissenhaftere Nachkommen! den Landärzten, die jetzt ohnehin nicht gar zu reich an Kenntnissen, sorgfältigem Unterscheidungstalente und hellem Beobachtungsgesichte sind, wird bey der Wahl der Arzneyen (jener bedenklichen Werkzeuge des Lebens und Todes) ein der schon gewöhnlichen Indolenz recht willkommenener Indifferentismus gepredigt, das Grab aller Philosophie, aller gewissenhaften Unterscheidung, aller feinen, echten Würdigung der Dinge!

Tritt zurück, du noch in alles verwechselnder Kindheit lallende Arzneykunde! Während du noch in der Wiege schlummerst, sind schon längst um dich her die übrigen Disciplinen zu zweckmässiger Thätigkeit erwacht und den Jahren der unwissenden Leichtgläubigkeit\*) entwachsen. Mit männlich scharfem Auge spürt wetteifernd jede an ihrem Theile die Unterschiede und specifischen Eigenschaften der Dinge ihres Faches aus, richtet nüchtern und mit unverwerflichen Gründen über den Rang, der jedem gebührt, und weist ihm die scharf bezeichneten Grenzen seiner Bestimmung an, damit aus allem Einzelnen ein philosophisch geordnetes Ganzes, damit consequente, festständige, zweckmässige, lebendige Wahrheit daraus hervorgehe. Und du schlummerst immer noch? zum Erbarmen bisher verfüttert, mit dem kindischen Zuckerbrode der Hypothesen und selbst beliebigen Pigmente und verkrüppelt in dem alle

\*) So hält man in andern Disciplinen schon längst nicht mehr die irrespirabeln Schwaden in dem Erzgängen für erdrosselnde Berggeister, längst nicht mehr das Wismuth für eine Art Bley (Weissbley nannte es die unwissende Vorwelt), den Kobalt nicht mehr für Arsenick. Bloss in der Arzneykunde ist es noch erlaubt, zu schlummern und *quid pro quo* anzusehen.

Untersuchung verbiethenden, alle Freyheit des Geistes einengenden, ewigen Wickelbände der Autoritäten, kömmt es dir, liebe bisherige Arzneykündel noch nicht zu, in die Reihe der ausgebildeten Künste zu treten, oder die Richtersprache der übrigen männlichen Disciplinen zu führen!

Der gewichtige Ernst unsres Zeitalters verlangt nachdenklichere, richtigere, feinere Unterscheidungen der Dinge und ihrer Eigenschaften, ehe wir wagen dürfen, Vergleichen unter ihnen anzustellen, geschweige Unterschießel für das eine oder andre zu creiren. Erst dann, wenn wir den Inbegriff der Eigenschaften und der meisten, den Menschen-Organismus verschiedentlich umändernden Kräfte jeder einzelnen Arzney-Substanz ausgeforscht und deutlich und in reicher Vollständigkeit vor uns liegen haben werden, — erst dann wird es uns erlaubt seyn, die Natur der einzelnen Dinge und ihren Gehalt gegen einander abzuwägen, und Vergleichen unter den Heilkräften der verschiednen Arzneyen anzustellen —; eher wäre es Vermessenheit, die sich nicht einmahl mit Unkenntniß und Unwissenheit entschuldigen liesse.

Völlig die Stelle ersetzende Surrogate der nicht chemisch, sondern virtuell wirkenden Arzneyen gibt es nicht, und kann es nicht geben, weil eine andere Arzney nicht dieselbe ist, — und sie zum Theil und halb und halb ersetzende Surrogate können, (wenns ja nöthig wäre) nur erst dann erkannt werden; wenn die Arzneykräfte der einzelnen Drogen genau und ausführlich vor den Augen der Welt da liegen werden. Dann, nur dann erst werden sich festständige, unwiderlegliche Urtheile und Richtersprüche fällen lassen.

### VII.

*Auszug eines Briefes an einen Arzt von hohem Range, über die höchst nöthige Wiedergeburt der Heilkunde.*

(Num. 343. Allgem. Anzeiger d. Deutschen, d. 19. Dec. 1808.)

Liebster Freund!

Nicht um Sie — — —, nein, um Ihrer selbst und meines unheimbaren Zuges zu Ihrem vortreflichen Herzen willen, muss ich mir das Vergnügen machen, Ihnen meine ganze Denkart und Ueberzeugung auszuschütten, wie ich es vor dem Publicum schon längst gern gethan hätte.

Ich bin seit 18 Jahren von dem gewöhnlichen Wege in der Heilkunde abgegangen. Es war mir ein Piaculum, so fort mit unsern Büchern bey Behandlung der Kranken im Finstern zu tappen, nach der und jener (eingebildeten) Ansicht der Krankheiten Dinge zu verordnen, die ebenfalls nur nach Gutdünken ihre Stelle in der *Materia medica* erhielten — ich machte mir ein empfindliches Gewissen daraus, unbekante Krankheitszustände bey meinen leidenden Brüdern mit diesen unbekanten\*) Arzneyen zu behandeln, die als kräftige Substanzen,

\*) Wir wissen von vielen Arzneyen eine Menge sich durchkreuzender und vielfältig durch die That widerlegter Vermuthungen und einen Schwall von physischen, chemischen und naturhistorischen Nachrichten von ihnen; nur davon wissen wir in unsern Büchern nichts, in welchen bestimmten Krankheits-

wenn sie nicht genau passen, (und wie konnte sie der Arzt anpassen, da ihre eigentlichen speciellen Wirkungen noch nicht erörtert waren!) leicht das Leben in Tod verwandeln, oder neue Beschwerden, chronische (langwierige) Uebel herbey führen können, welche oft schwerer als die ursprüngliche Krankheit zu entfernen sind. Auf diese Art ein Mörder oder Verschlimmerer des Lebens meiner Menschenbrüder zu werden, war mir der fürchterlichste Gedanke, so fürchterlich und ruhestörend für mich, dass ich in den ersten Jahren meines Ehestandes die Praxis ganz aufgab, und fast keinen Menschen mehr ärztlich behandelte, um ihm nicht noch mehr zu schaden und bloss — wie Sie wissen — mich mit Chemie und Schriftstellererey beschäftigte.

Aber ich bekam Kinder, mehrere Kinder, und da fielen dann nach und nach schwere Krankheiten vor, die, weil sie meine Kinder — mein Fleisch und Blut — quälten und in Gefahr setzten, mir es hinwiederum zu einem noch empfindlicheren Gewissensscrupel machten, dass ich ihnen nicht mit einiger Zuverlässigkeit sollte Hülfe schaffen können.

Aber! wo Hülfe, gewisse, sichere Hülfe hernehmen, bey unsrer bloss auf muthmasslichen Meinungen beruhenden Lehre von den Kräften der Arzneymittel und bey der unzähligen Menge willkürlicher Krankheits-Ansichten in unsern Pathologien? — einem Labyrinth, in welchem sich bloss derjenige befinden kann, der jene Versicherungen von den Heilkräften der Arzneyen, weil sie in hundert Büchern stehen, für bar annimmt und die willkürlichen Definitionen der Krankheiten in den Pathologien, so wie ihre vermeintliche Cur nach hypothetischen Einfällen in unsrer Therapien, ununtersucht, für Orakel hält —, der die unter seinem blinden Schiessen nach der Scheibe, der die bey seiner Cur verschlimmerten, verlängerten und zu chronischen Hauptübeln veränderten acuten\*) Krankheiten und seine gewöhnlich vergeblichen Bemühungen bey veralteten Siechthumen nicht der Ungewissheit und Nichtigkeit seiner Kunst —, nein, alles, Tod und verhedelte Krankheit, bloss auf Unheilbarkeit des Uebels, der Unfolgsamkeit der Kranken und andrer kleinen Umstände schreibt, und ein so weites und stumpfes Gewissen hat, sich mit diesen (vor dem Allwissenden nicht geltenden) obgleich männiglich täuschenden Ausreden in Schlaf zu wiegen und immer so fort zu curiren Krankheiten (durch Systembrille angesehen) mit, gar nicht für Leben und Tod gleichgiltigen (aber bisher ungekannten) Arzneymitteln.

Wo nun Hülfe, sichere Hülfe hernehmen? seufzte der trostlose Vater bey dem Gewimmer seiner theuern, ihm über alles theuern, kranken Kinder. Nacht und Oede um mich her —, keine Aussicht zur Lüftung meines bekleamten Vaterherzens!

Ich hatte die Täuschungen der gewöhnlichen Heilarten schon in einer achtjährigen Praxis unter gewissenhafter Aufmerksamkeit erfahren, und wusste aus trauriger Erfahrung recht gut, was sich nach Sydenham und Fr. Hoffmann, was sich nach Boerhaave und Gaubius, was sich nach Stoll, Quarin, Cullen und de Haen erheilen lasse. —

fällen sie passen, und zuverlässige Hülfe leisten. Sie sind, von der eigentlich arzneylichen Seite, fast völlig unbekant.

\*) Schnell entstehende und gewöhnlich schnell verlaufende Krankheiten, die hitzigen Fieber, die Eukren u. s. w.

„Doch vielleicht ist die ganze Natur dieser Kunst, wie grosse Männer schon sagten, von der Art, dass an sich keine grössere Gewissheit hineingebracht werden kann, dass sie keiner grösseren Gewissheit fähig ist.“

„Schändlicher, gotteslästerlicher Gedanke,“ schlug ich mich vor die Stirn. — „Wie? die Allweisheit des unendlichen Geistes, der das Universum beseelt, sollte nicht Mittel hervorbringen können, die Leiden der Krankheiten zu stillen, die er doch entstehen liess? Die allliebende Vatergüte dessen, den kein Name würdig genug nennt, der sogar für alle, und selbst für die kaum denkbaren Bedürfnisse des dem schärfsten Menschenauge nicht sichtbaren Thierchens im Staube reichlich sorgt, und durch seine ganze Schöpfung hin Leben und Wohlbehagen in reicher Fülle zuvorkommend austretet —, sollte der Tyranney fähig seyn, nicht zuzugeben, dass sein (ihm verwandter) Mensch, selbst nicht mit Anstrengung des durchdringenden, ihm von oben eingelauchten Geistes, Mittel aus dem ungeheuern Reiche der Erdschöpfung kennen zu lernen den Weg fände, die die Qualen von seinen Mitbrüdern zu verschrecken fähig wären, welche oft schlimmer, als der Tod selbst sind? Er, der Allvater sollte die Krankheitsmartern seiner liebsten Geschöpfe mit Kälte ansehen, und dem doch sonst alles möglich machenden Genie der Menschen keinen Weg, keinen leichten, sichern und zuverlässigen Weg möglich gemacht haben, wie sie die Krankheiten aus dem rechten Gesichtspuncte anzusehen hätten, und wie sie die Arzneyen befragen könnten, wozu jede nütze, wofür sie wirklich und sicher und zuverlässig hilfreich sey?“

Ehe ich diese Gotteslästerung hätte Statt finden lassen, eher hätte ich alle Schul-Systeme der Welt verschworen.

Nein! es ist ein Gott, ein guter Gott, die Güte und Weisheit selbst! Und eben so gewiss muss es, durch ihn erschaffen, einen Weg geben, auf dem sich Krankheiten in richtigem Gesichtspuncte ansehen und mit Gewissheit heilen lassen, einen nicht in endlosen Abstractionen und phantastischen Grübeleien versteckten Weg.

Warum ward er aber nicht in den zwey bis dritthalbtausend Jahren, seit sich Menschen für Aerzte hielten, gefunden?

Gewiss, weil er allzu nahe lag —, weil er, wie die *καλοπαγανία* am Scheidewege des jungen Hercules, nur einfach, und keines Flitterstaates gekünstelter Sophisteyen und schimmerner Hypothesen weder fähig noch bedürftig war.

Gut! dachte ich, wenn es dann einen sichern und zuverlässigern Heilweg geben muss, so wahr Gott das weiseste und gütigste Wesen ist, so lass mich ihn nicht weiter in den Dornenhecken ontologischer Erklärungen, in willkürlichen, obgleich stattlich zu einem prunkenden Systeme ausführbaren Meinungen und Trugschlüssen, nicht in den Autoritäten hochgefeyertor Wähne-Menschen —, nein, lass mich ihn da suchen, wo er am nächsten liegen könnte, und wo sie alle darüber hinausgelaufen sind, weil er nicht gekünstelt, nicht gelehrt genug erschien, und nicht mit Lorbeerkränzen für Sieger in System-Talenten, in Scholastik und in hochfliegenden Abstractionen behangen war. Er genügte bloss mir, der keinem Systeme, keinem Parthey-Anführer zu gefallen, seine in Gefahr schwebenden Kinder dem Tode mit gewöhnlichem practischen Gewissen überliefern wollte. Desswegen habe ich auch keinen Prunk aus meinem, diesen Weg lehrenden, simplen Büchelchen

(Heilkunde der Erfahrung)\*) gemacht, zufrieden, ihn selbst gefunden, zufrieden, ihn in dem einfachen Gewande, das sich die Wahrheit vorbehielt, auch meinen Mitbrüdern eröffnet zu haben, soweit es schriftlich, das ist, ohne Demonstration an Krankenbetten im Hospital möglich war.

„Wie könntest du nun wol“ (— so fieng ich an, meinen Weg zu finden —) „den Arzneyen abmerken, für welche Krankheitszustände sie geschaffen sind? (Etwas durch *experimenta per mortes* in Krankheiten selbst? O! dass dieser in unzählige; unauflösbare Täuschungen verwickelt, und nie zu einiger Gewissheit führt, das lehren die drittelhalb tausend Jahre, die man ihn allein betrat!)“

„Du musst,“ dachte ich, „die Arzneyen beobachten, wie sie auf den menschlichen Körper einwirken, wenn er sich auf dem ruhigen Wasserspiegel seiner Gesundheit befindet. Die Veränderungen, welche die Arzneyen im gesunden Körper anrichten, existiren doch nicht umsonst, müssen doch wol etwas zu bedeuten haben; wozu wären sie denn sonst? Vielleicht haben diese Veränderungen viel, ungemein viel zu bedeuten. Vielleicht ist diess die einzige Sprache, in der sich diese Substanzen dem Beobachter über den Zweck ihres Daseyns verständlich machen können; vielleicht sind die Veränderungen und Empfindungen, die jede Arznei im gesunden Menschen-Organismus hervorbringt, die einzigen vernehmlichen Laute, die sie — hier nicht übertäubt von schon gegenwärtigen grellen Krankheits-Symptomen — distinct dem vorurtheilsfreyen Wahrnehmer aussprechen kann über ihre specifike Tendenz, über ihre eigenthümliche, reine, positive Kraft, mit der sie den Körper umzustimmen, das ist den gesunden zu verstimmen und — wo sie heilen kann — den durch Krankheit verstimmtten Organismus wieder in Gesundheit umzustimmen vermögend ist.“ So dachte ich.

Ich dachte ferner. „Wie sollten wol die Arzneyen das, was sie in Krankheiten ausrichten, anders als mittelst dieser, gesunde Körper umstimmenden Kraft ausrichten?“ — (die gewiss bey jedem Gewächse, bey jedem Mineral eine andere ist, und daher eine Reihe von Phänomenen, Zufällen und Empfindungen darbiethet\*\*) Sie können nicht anders als auf diese Weise heilen.

„Wirken aber die Arzneysubstanzen, was sie in Krankheiten ausrichten, bloss mit der, jeder derselben eignen, gesunde Körper verändernden Kraft: so müsste doch wol diejenige Arznei, in deren Symptomen-Zahl, die einen gegebenen Krankheitsfall characterisirenden Zufälle am vollständigsten enthalten sind, diese Krankheit

\*) Berlin, 1805, bey Wittich.

\*\*) Jedes der mehreren tausend *generum* von Pflanzen muss eine abweichende arzneylische Wirkung haben; ja auch die *species* müssen hierin von einander abweichen, weil schon ihre bleibende äussere Verschiedenheiten sie als Wesen abweichender eigener Art ankündigen. Hier ist Fülle und Gnüge, hier ist göttlicher Reichthum an Heilkräften! Es bedarf nur noch freyer, weiser Männer zu deiner Hülfe, die sich von den allgewaltigen Sklavenketten des alten Vorurtheils und der Theorien loszuwinden, die Kraft haben. Trüste dich, siechende Menschheit!

am bestimmtesten heilen: so müsste auch wohl gerade der Krankheitszustand, den eine gewisse Arznei-Substanz zu heilen vermochte, mit den Zufällen überein kommen, die diese Arznei-Substanz für sich selbst erregen kann im gesunden menschlichen Körper! — so müssten sie, mit einem Worte, bloss ähnliche Krankheiten heilen können, als sie selbst hervorbringen im gesunden Menschen, und bloss solche krank machende Wirkungen äussern, als sie vermögend sind, in Krankheiten zu heilen!

„Wenn mich nicht alles triegt“ — dachte ich weiter —, „so ist das so.“ „Denn wie wäre es sonst möglich, dass das heftige dreytägige und jenes tägliche Fieber, was ich vor vier und sechs Wochen, ohne zu wissen wie es zuzieng, mit ein Paar Tropfen Chinatinctur ohne Nachwehen heilte, fast gerade die Reihe von Zufällen hatte; die ich gestern und heute an mir selbst wahrnehme, da ich gesunderweise, vier Quentchen gute Chinarinde, Versuchs halber, allmählig eingenommen habe!“

Ich fieng nun an, die widrigen Zufälle zu sammeln, welche die Beobachter hie und da von Arzneien, die in einiger Menge in den Magen gesunder Menschen gerathen waren, erlebt und so unabsichtlich in ihren Büchern verzeichnet hatten. Weil diess aber wenig war, so machte ich mir's zum eifrigen Geschäfte, mehrere Arzneystoffe am gesunden Körper zu probiren\*) und siehe, die genau beobachteten Zufälle, die sie hervorbrachten, stimmten zur Bewunderung mit den Zufällen der Krankheitszustände überein, die sie leicht und ohne Rückfall heilen konnten.

Nun konnte ich nicht mehr umhin, den Satz für unumstösslich anzunehmen; dass Krankheit nicht als ein für die Heilung ewig räthselhaftes Ding ontologisch und nach Phantasien zu ergrübeln sey, sondern dass jede Krankheit nur als eine Reihe oder Gruppe besonderer Zufälle und Empfindungen dem Heilkünstler zu erscheinen brauche, um von ihm durch eine Arzneisubstanz, ohne Widerrede, ausgelöschet und geheilt werden zu können, welche dieselben Krankheits-Symptomen im gesunden Körper hervorzubringen für sich vermögend ist (doch unter der Bedingung, dass der Kranke jede erforschbare äussere Veranlassung zu dieser Krankheit entferne, wenn die Heilung auf immer von Bestand seyn soll.)

Ich sah ein, dass bloss diese Ansicht der Krankheiten — sie jedesmahl nach dem Complex aller Symptome zu nehmen, die jeder einzelne Krankheitsfall darbietet, — die richtige und zur Heilung taugliche sey, und dass nicht die Krankheitsformen in unsrer Pathologie (jene Kunstgebilde aus Bruchstücken ungleichartiger Krankheiten zusammengesetzt) uns künftig mehr die wahre Ansicht der von der Natur am Krankenbette dargebothenen Siechthume verschieben, nicht die Therapien der vielen Systeme voll willkürlich ersonnener Heilungs-Indicationen und Cur-Pläne fernerhin den gewissenhaften Heilkünstler mehr irre führen können, und keine metaphysische und scholastische Ergrübelung der von Sterblichen nie zu ergübelnden innern ersten Ursache der Krankheiten (die Lieblingspuppe des Rationalismus) mehr ein schimärisches Cur-Verfahren zu erlügen nöthig habe.

\*) Die Resultate, wie ich sie bis vor vier Jahren gesammelt hatte, finden sich in meinen *Fragmenta de viribus medicamentorum positivis sive in sano corpore humana observatis*, Lipsiae ap. Barth, 1805.

Ich sah ein, dass der einzig heilbringende Weg ohne menschliche Zuthat, ohne gelehrten Prunk gefunden sey.

Aber er war noch nicht betreten! Ich musste ihn allein, mit eignen Kräften, mit eignen Hülfsmitteln gehen. Ich gieng ihn getrost und mit Glück.

„Nimm die Arzneien je nach den Zufällen, die sie im gesunden Körper nach genauer, wiederholter Beobachtung verursachen, und tilge mit ihnen den jedesmahligen Krankheitsfall, welcher eine Gruppe von Symptomen zeigt, die in der Reihe von Symptomen anzutreffen sind, welche die anzuwendende Arznei für sich (im gesunden Körper) erregen kann, so wirst du die Krankheit sicher und leicht heilen. Oder, mit andern Worten: siehe zu, welche Arznei unter ihren, im gesunden Körper gewöhnlich hervorbrachten Zufällen den Complex von Symptomen des gegenwärtigen Krankheitsfalles am vollständigsten enthält, und diese Arznei wird gewiss und sicher und leicht heilen.“

Dieses mir aus der Natur der Dinge dictirte Gesetz befolge ich nun schon seit vielen Jahren, ohne dass ich etwas von einer der allgewöhnlichen medicinischen Verfahrensarten zu Hülf zu nehmen, seitdem je nöthig gehabt hätte. Ich war keines Abführungsmittels für Galle oder Schleim, keines Kühltranks, keines sogenannten auflösenden oder zertheilenden, keines generellen Krampf oder Schmerz stillenden oder Schlaf machenden, keines generellen Reiz- u. Stärkungsmittels, keines generellen Urin oder Schweiss treibenden, keines roth machenden oder Blasen ziehenden Mittels, keiner Blutegel oder blutiger Schröpfköpfe, keines Fontanells seit zwölf Jahren mehr benöthigt, keiner der Veranstaltungen, welche die allgemeine Therapie irgend eines Systems für selbst ersommene Heilungs-Indicationen vorschreibt. Ich heilte bloss nach obigem Naturgesetze und gieng in keinem einzigen Falle davon ab.

„Und der Erfolg?“ Wie natürlich! Die Genugthuung die ich von diesem Verfahren habe, würde ich mit keinem der gerühmtesten Erdengüter vertauschen.

Bey diesen so vieljährigen Untersuchungen und Beobachtungen machte ich die neue wichtige Entdeckung: dass die Arzneien bey ihrer Einwirkung auf den gesunden Körper zwey einander völlig entgegengesetzte Wirkungsarten und Symptomen-Reihen äussern, die eine gleich oder bald nach dem Einnehmen (oder kurz nach Berührung der empfindlichen, lebenden Faser irgend eines Körpertheils) — und die zweyte, ganz entgegengesetzte, bald nach Verschwindung der erstern; — dass ferner, wenn die Arzneien auf den vorhandenen Krankheitsfall mittelst jener erstern, primären (Arznei-) Symptomen angepasst werden, oder (mit andern Worten) wenn die zu bekämpfenden Krankheits-Symptomen grösstentheils unter denen anzutreffen sind, welche die zu wählende Arznei in den ersten Stunden ihrer Wirkung auf den gesunden Menschen hervorzubringen pflegt (dergestalt das Krankheits-Symptomen und Arznei-Symptomen primärer Art eine möglichst grosse Aehnlichkeit mit einander haben), dass, sage ich, bloss in diesem einzigen Falle dauerhafte Hülf entstehe, indem der vorhandene Krankheitsreiz durch einen sehr ähnlichen andern — von der Arznei erzeugten — gleichsam überstimmt, verdrängt und ausgelöschet wird, in möglichst, in unglaublich kurzer Zeit. Diess nannte ich die curative (radicale) Heilart (die am gewisesten und ohne Nachübel die Gesundheit dauerhaft hervorbringt.)

Auf der andren Seite nahm ich auch wahr, — was sich jedoch nun auch leicht voraussuchen liess, — dass, auf dem entgegengesetzten Wege, wenn man (nach dem gewöhnlichen Verfahren der Schule: *contraria contrariis curentur*) der ersten (primären) Arzneiwirkung ganz entgegengesetzte Krankheits-Symptomen (z. B. habituelle Schlaflosigkeit oder langwierigen Durchfall mit Mohnsaft, alte Schwäche mit Wein, oder chronische Hartleibigkeit mit Laxanzen) bestreitet, nur eine palliative Hülfe, nur eine Erleichterung auf einige Stunden erfolge, weil nach diesen Stunden die Zeit des zweyten Stadiums der Arzneiwirkung eintritt, die das Gegentheil der ersten Wirkung und das Aehnliche des zu bestreitenden Krankheits-Zustandes — folglich ein Zusatz zu der Krankheit ist und zur Verschlimmerung derselben ausartet.

Wo nur irgend, in der gewöhnlichen Praxis Symptomen mit Arznei bestritten werden\*), so geschieht, nach den einmahl eingeführten Kunstregeln, immer nur auf diese palliative Art. Curatives Verfahren nach obiger Darstellung kennt die bisherige Arzneykunst nicht.

Dieser mein Fund aber ist so wichtig, dass wenn man ihn kannte und übte, aller Welt Erfahrung aussprechen würde, dass bloss nach curativer Anwendung der Arzneyen (*similia similibus*) eine dauerhafte Hülfe — diess ist in langwierigen Krankheiten vorzüglich bemerkbar — durch die kleinsten Gaben in kurzer Zeit erreicht werde; während die allgewöhnliche palliative Art, nach welcher jeder Arzt auf diesem Erdenrunde ohne Ausnahme (in Fällen, wo er nur irgend *contraria* hat) die Symptomen zu bestreiten pflegt, sie nur auf einige Stunden lindern kann, und das Uebel nach diesen wenigen Stunden nur desto üppiger wieder hervorschiessen lassen muss, wenn der Arzt den Spass nicht etwa — wie nicht selten — durch öfters wiederholte, immer stärkere Gaben auf einige Tage verlängert. Dann erschafft er aber auf der andren Seite durch so hohe Gaben des — nicht curativ und homöopathisch passenden — Mittels und durch die Nachwirkungen von diesem so hohen Gaben neue Krankheitszustände, die oft schwerer als das ursprüngliche Uebel zu heben sind, und sich oft genug noch mit dem endlichen Tode schliessen.

Man sieht ohne mein Zuthun, dass diese verderbliche palliative Heilart auch unmöglich bey langwierigen Krankheiten ausreichen und bey ihnen reine Gesundheit bringen könne, und so lehrt auch die Erfahrung, dass chronische Sicchthume durch kein bisheriges arzneylisches Verfahren in kurzer Zeit gehoben und in Gesundheit verwandelt werden können, wo nicht etwa in langer Zeit eine so glückliche Veränderung durch die Selbsthülfe der Natur, durch ein zufallsweise mitunter verschriebenes, curativ passendes Mittel, durch ein eben so *fortuito* passendes Mineralbad, oder durch andre glückliche Ereignisse noch zuweilen Gesundheit entsteht.

Ausser diesem oft unersetzlichen Schaden an der Gesundheit der Menschen verschwendet auch die palliative Heilart eine ungläubliche Menge theurer Arzneyen, die da in grosser oft ungeheurer Menge den Kranken gereicht werden müssen, um nur

\*) Denn ausser der Symptomen-Linderung hat man noch gar viele andere, wo möglich noch willkürlichere und noch unpassendere Verfahrensarten in der gewöhnlichen Praxis,

einige, anscheinend gute Erfolge hervorzubringen, so dass ein Jones bey London in einem Jahre dreyhundert Pfund Chinarrinde, und andere Aerzte, jeder mehrere Pfunde Mohnsaft nöthig hat.

Diess ist gleichfalls mit dem curativ heilenden Arzte gerade der umgekehrte Fall. Da er nur den kleinsten, aber gleichstimmigen Reiz von Arzneyen nöthig hat, um einen gleichstimmigen Krankheitsreiz schnell auszulöschen, so ist sein Bedarf an guten Arzneyen (auch den häufigst gebrauchten) so klein, dass ich Bedenken trage, auch nur eine ungefähre Angabe hierher zu setzen, um nicht aufzufallen; so klein, dass Europas Blokade noch lange ausgehalten werden könnte.

Auf diesem von allen andern Heilarten abweichenden, ihnen fast durchgängig ganz entgegengesetzten Wege heilt dann auch der curative Arzt mit einer Gewissheit, die in Verwundung setzt, selbst chronische Krankheiten von ältestem Datum und zwar, wenn die Zahl der von ihm genau\*) gekanntn Mittel ein passendes darbiethet, in ungläublich kurzer Zeit, ohne Nachwehen.

Ist nun, wie ich wol glauben sollte, des Arztes vorzüglichster, einziger Beruf: die Heilung der Krankheiten, die Befreyung der Menschenbrüder von jenem namenlosen Qualen, die den ruhigen Genuss des Lebens stören, die Existenz oft unerträglich machen, oder in Gefahr setzen, ja selbst die Thätigkeit des Geistes hemmen; wie kann er, wenn noch ein gefühlvolles Herz in ihm schlägt, oder sich nur noch ein Fünkchen regt von dem Feuer im Busen, das den rechten Menschen zum wohlthätigen Genius für die Menschheit erwärmt, entflammt, — wie kann er nur noch einen Augenblick Anstand nehmen, diesen bessern, ungleich hilfreichern Heilungsweg zu wählen, und den Wahn der bisherigen Arzneyschulen, und wäre er dreytausendjährig, unter die Füsse zu treten? Dieser lehrt ja doch nicht, wie man mit Gewissensbefriedigung Menschen gesund machen könne\*\*); sondern nur, wie man sich vor den Leuten den

\*) Der genau gekanntn Heilmittel habe ich jetzt etwa dreyssig und der ziemlich genau gekanntn ungefähr eben so viel, ohne die übrigen mir nicht mehr unbekanntn. Es ist doch nun für eines grossen Theils der Krankheiten gewisse Heilung gesorgt, Ganz allein nachholen, was alle meine Vorzeit versäumt hatte, konnte ich freylich in meinen kurzen Lebenstagen nicht, so wenig ich auch, selbst nicht Augenblicke versäumte unter Hintansetzung der gewöhnlichen Lebensfreuden. Auch würde ich die seit 1804 beobachtete grosse Zahl von Arzneywirkungen schon der Welt mitgetheilt, und das Ganze deutsch herausgegeben haben, wenn der Verleger der *Fragmenta* sich nicht mit schlechten Zeiten entschuldigt hätte.

\*\*\*) Das wenige Positive in der ungeheuren Menge arzneylischer Schriften besteht in der von ungefähr aufgefundenen Heilart zweyer bis dreyer, aus einem stets sich gleichbleibenden Miasma entspringenden Krankheiten, der herbstlichen Sumpfwegselfeber, der Vesiculae und der Krätze der Wollarbeiter; man müsste denn jenen grossen Glücksfund, die Schätzung vor Menschenpocken durch Vaccine noch dazu zählen. Und diese drey bis vier Heilungen geschehen doch nur nach meinem Princip, *similia similibus*. Mehr Positives aber kann die ganze Arzneykunde seit Hippokrates Zeiten nicht aufweisen; die Heilung aller übrigen Krankheiten blieb unbekannt.

Anstreich von gelehrter Weisheit und tiefer Einsicht zu geben habe. Nur dem Schwacherzigen sind schädlicher Wahn und Vorurtheile desshalb heilig und unverletzlich, weil sie nun einmal in der Welt eingeführt sind — weil sie mit dem Moos der Verführung überzogen sind; der echte Weise hingegen zermalmt Wahn und Vorurtheile freudig unter seinem kraftvollen Tritte, um Raum für den Altar der ewigen Wahrheit zu gewinnen, die keines antiken Rostes zur Beglaubigung ihrer Echtheit, keines Reizes der Neuheit oder der Mode, keines vielbändigen, wortreichen Systems zur ängstlichen Verdeutlichung, keiner Sanction von imponirenden Autoritäten bedarf, sondern selbst mündig, mit der Stimme der Gottheit stark und tief in das Herz des Vorurtheilsfreyen spricht mit unauslöschlichem Eindrücke.

Endlich einmal musste doch Einer die Bahn brechen; und ich brach sie.

Der Weg liegt nun offen da. Jeder aufmerksame, eifrige und gewissenhafte Arzt kann ihn frey betreten.

Wenn aber dieser von mir, unter Niederdrückung aller gangbaren Vorurtheile, in stiller Betrachtung der Natur gefundene einzig mit Sicherheit und Gewissheit zu Heil und Gesundheit führende Weg allen Dogmen unsrer Arzneyschulen gerade ins Angesicht widerspricht, wie einst Luther's an der Schlosskirche zu Wittenberg muthig angeschlagene Sätze der den Geist verkrüppelnden Hierarchie widersprachen: so können doch weder meine, noch Luthers, Wahrheiten etwas dafür. Weder er verdiente den Geifer der Vorurtheiligen, noch ich.

„Widerlegt,“ rufe ich meinen Zeitgenossen zu, „widerlegt diese Wahrheiten, wenn ihr könnt, durch ein noch wirksameres sicherer und angenehmer heilendes Verfahren, als das meinige ist — und streitet nicht durch blosser Worte, deren wir schon zu viel haben!“

„Wenn ihr aber das meinige, als das beste, in der Erfahrung bewährt, wie ich, so bedient euch desselben zum Heile, zur Rettung der Menschen, und gebt Gott die Ehre!“

Sie aber, Theuerster, mit dem alle Gegenparteyen so gern vereinigen wollenden, milden Geiste Melancthon's beseelt, dulden Sie, da nun einmal Wahn mit Wahrheit sich nicht amalgamiren lässt, dulden Sie wenigstens den reinherzigen, bey Ueberzeugungen unbiegsam geraden, zu Unwahrheiten und System-Täuschungen unbestechlichen Wahrheitsucher, wenn Sie auch nicht würdigen sollten, einen herzhaften Blick in die andäckernde Morgenröthe zu thun, die uns unaufhaltbar den ersehnten Tag bringen wird. Torgau, den 14. Jul. 1808.

Dr. Samuel Hahnemann.

#### VIII.

*Ueber die venerischen Krankheiten und ihre Cur.*  
(Num. 94. Allgem. Anzeiger der Deutschen, d. 10. April 1809.)

Die wohlwollende Stimme in 319 des allgem. Anz. 1808 erinnert mit grossem Recht an diese wichtige Angelegenheit der Menschen. Diese Seuche schleicht im Finstern und ihre gewöhnliche Behandlung untergräbt das Glück des Lebens vieler Tausende und verkrüppelt zwanzigmahl mehr Menschen, als die Krankheit an und für sich thut.

Es giebt unter der unzähligen Menge von Krankheiten nur eine sehr kleine Zahl solcher festständigen, die unverkennbar immer dasselbe Bild an sich tragen, und stets unter möglichst

gleichen Erscheinungen sich zeigen, weil sie immer von derselben Ursache entspringen. Grösstentheils sind es Ansteckungskrankheiten.

Zum Glück gehört die venerische Krankheit unter diese kleine Zahl, da sie immer aus einem sich ziemlich gleichen Miasma (Ansteckungsgifte) entsteht. Das Publicum kann also über sie Belehrung erwarten, und fast möchte ich sagen, verlangen, da das Unglück, was sie unter Menschen anrichtet und das noch weit grössere, was durch die gewöhnliche Cur derselben hervor gebracht wird, von unbeschreiblich grossem Umfange ist, und Noth und Belehrung von jedem heischt, der rathen und belehren kann.

Indess kann eine populäre Belehrung hierüber nur die Hauptmomente berühren.

Ich werde bloss dasjenige lehren, woron mich eigne Erfahrung überzeugt hat, und die unzähligen Vorurtheile, und die halbahren und unwahren Behauptungen, die über dieses Uebel im Schwange sind, zur Seite liegen lassen.

Es ist die Erfahrungssache, dass bey den hiederlichsten Menschen dieses Ansteckungsgift am seltesten haftet \*), dass aber diejenigen, welche sich am wenigsten Immoralität in diesem Punkte vorwerfen können, gerade am ehesten und gewisesten angesteckt werden, oft in einem unglücklichen Augenblicke, wo Einsamkeit, Verführung oder ein in Uebermuth ausartendes Gelag vielleicht nur zu einer einzigen solchen Unbesonnenheit verleite, die dann oft mit lebenswierigen, schrecklichen Folgen gebüsst wird. Daher ist die übergrosse Schande, womit das Urtheil des grossen Haufens solche Angesteckte gleichsam in den Bann thut, wenn sie nicht von Ausschweifung bisher Profession gemacht hatten, aus mehr als einem Grunde nicht gerecht. Des Mitleids und der Hülfe ist ein solcher Zustand werth, Entehrung aber weniger, als andere Krankheiten, welche von gefässentlicher Schwelgerey in schädlichen Gemüthen, von Völlerey, von unbändiger Tanzwuth, von Uebermass in der Geschlechtsbefriedigung oder von Entnervung durch noch unnatürlichere Laster, durch schlüpfrige Romane, oder auch durch Darben und Geiz, oder von andren zu weit gediehenen Leidenschaften entstehen; wiewohl auch die Immoralität der Quelle dieser Krankheiten den Arzt weniger angeht, als das Gewissen der Kranken.

Die venerische Krankheit steckt nicht durch den Hauch oder durch den Dunstkreis damit Behafteter an; man kann sich ihnen ohne Scheu nähern. Sie entsteht bloss durch unmittelbare Berührung oder Anreihung des venerischen Ansteckungstoffs an Wunden oder die empfindlichsten Theile des Körpers, gewöhnlich an den Geschlechtstheilen, am After, an den Brustwarzen, Lippen u. s. w.

Je nach der Stelle der Ansteckung erfolgen zweyerley Hauptübel, entweder Tripper oder Schanker. (*Chancre*)

Gelangt das Gift in Vertiefungen und Canäle, welche auch im gesunden Zustande schleimige Feuchtigkeit absondern, so entsteht (gewöhnlich in der Harnröhre, und in der Mutterschei-

\*) Oft verhält sich das venerische Gift mehrere Wochen in ihren Geschlechtstheilen; sie stecken viele andere an, und leiden selbst keinen Schaden.

de) ein Entzündungszustand, welcher einen Ausfluss gemeinlich sehr scharfer Feuchtigkeit, oft mit grossen Schmerzen, vorzüglich beym Harnlassen, verursacht. Diesen nennt man bey beiden Geschlechtern Tripper, beym weiblichen auch wohl bösartigen weissen Fluss. Bey Mannspersonen ist die Harnröhrenmündung zugleich roth, geschwollen und schmerzhaft empfindlich, beym Frauenzimmer ist es die Mutterscheide.

Diete scharfe Feuchtigkeit bringt bey der Berührung in ähnlichen Theilen (Harnröhre, Mutterscheide, Mastdarm, Nase, Augen,) wiederum einen solchen schmerzhaften Ausfluss (Tripper) hervor. Daher die nöthige Sorge, alle damit befeuchtete Wäsche sorgfältig von sich und andren zu entfernen, und die Hände sorgfältig zu reinigen, ehe man solche ansteckbare Theile berührt.

Ueberlässt man den Tripper der Harnröhre und der Mutterscheide sich selbst, so vergeht er ohne Anwendung irgend einer Arznei in vier bis fünf Wochen, bey gut geordneter Lebensweise, im gewöhnlichsten Falle von selbst wieder\*), bloss mittelst dieses von der Natur veranstalteten häufigen Ausflusses — gleichsam durch allmähliche Abspülung des Ansteckungsgiftes. Diese gute Lebensordnung besteht darin, dass der Kranke in den ersten Tagen der stärksten Entzündungs-Periode sich sehr ruhig halte, und sehr gering nährend, fast gar nicht gewürzte, wenig gesalzene Speisen, und gar keine hitzigen, sondern wässrige Getränke, Wasser, Mandelmilch, lauen geringen Thee, dünnen Kaffeh und dergleichen zu sich nehme, alle überflüssige äussere Wärme an Betten, Bekleidung und Stubenheizung vermeide und sich vor Leidenschaften und Kopfanstrengung hüthe. Ist aber die erste schmerzhaftige Periode vorüber, so geht er allmählig zu einer kräftigern Kost und zu der Art Getränke über, was er in gesunden Tagen genoss, doch so, dass auch die übrige Zeit hindurch bis zur Heilung, die Speisen stets weniger gewürzt bleiben, als ehedem, und der geistigen Getränke etwas weniger genossen werden, als in gesunden Tagen. Je mehr der Schmerz und die Entzündung abnimmt, desto mehr muss man sich Bewegung in freyer Luft machen, zu Fusse und mit dem übrigen Körper, unter der Vorsicht, dass Mannspersonen den Hodensack in ein passend anliegendes leinenes Säckchen (*Suspensorium*) hängen, welches sie mit Bändern etwas gegen den Bauch heranziehen und um die Lenden herum befestigen, damit die empfindlichen Hoden beym herabhängen unter der Leibesbewegung nicht anschwellen. Reiten ist nicht zuträglich. Unter den Getränken verzögert nichts die endliche völlige Heilung mehr, als der Kaffeh (und der feine Thee). Wenn er auch in den ersten wenigen Tagen der schmerzhaften Periode füglich als erschlaffendes Getränk getrunken werden mag, so muss er doch von da an vermindert, und wo möglich in den folgenden Wochen allmählig ganz abgeschafft werden, sonst

\*) Dieser Ursache wegen hat man ihn von den venerischen Uebeln ausschliessen wollen; aber schon der Umstand, dass ungefähr der dritte oder vierte Theil von Trippern (wo vermuthlich die Ansteckung tiefer, als auf die innere Oberfläche eindrang) weder von selbst, noch durch andere Hülfe vergehen, sondern durchaus Quecksilber zur Heilung verlangen, lässt den Tripper unter dieser Rubrik. Andreer überzeugenden Gründe hier nicht zu gedenken.

wird kein Tripper in vier bis fünf Wochen von selbst heilen, sondern so lange als Nachtripper (*gleet*) fortfließen oder tröpfeln, als der Kaffeh- (und Thee) Trank fortgesetzt wird, vorzüglich wenn noch Stubenleben und sitzende Beschäftigung hinzu kömmt. Diese Dinge disponiren allgemein zu langwierigen Uebeln.

Unter einer so sorgfältig geordneten Lebensweise endigt sich dieses Leiden, wie gesagt, etwa in fünf Wochen gewöhnlich von selbst, und wer nicht vortreffliche Arzneihülfe bey der Hand hat, der thut unendlich wöher, jene von selbst erfolgende Hülfe unter guter Lebensordnung abzuwarten, als der gemeinen Praxis sein Heil anzuertrauen. Denn da wird er mit einer Menge Arzneien bestürmt, die das Uebel eher verlängern, neue Krankheiten erzeugen, und den Kranken oft aller Kräfte, auch wohl der Zeugungskraft berauben. Fast jeder Arzt, und was sich sonst dafür ausgiebt, hat hierin seine eigne, oft mit wichtiger Miene geheim gehaltene Methode\*). Der Kranke wird mit Purganzen, mit sogenannten blutreinigenden Tränken, mit auflösen und kühlen sollenden Mixturen, mit sogenannten schmerzstillenden Mitteln, (und wie die den Arzneien willkürlich zugetheilten andren Namen sonst noch heissen mögen), auch wohl mit vielen sich widersprechenden Einspritzungen strappazirt, deren Anwendung oft die zarte innere Harnröhre und Mutterscheide, mit grossem Nachtheile für die Folge, verletz, nicht selten aber mit scharfen Quecksilbermitteln heimgesucht, gemeinlich ohne dass der Rathgeber hierzu einigen Grund hat.

Da die meisten dieser unter einander gebrauchten Dinge eben so unpassend als angreifend sind, so darf man sich nicht wundern, wenn man in den meisten Fällen viel (und ungleich mehr als ohne Arznei) von seiner Gesundheit unter solchen Curen einbüsst, und dennoch gewöhnlich einen Nachtripper, weit öfterer als ohne Arznei, übrig behält, das ist, einen obgleich mindern und schmerzloseren, doch langwierigen Abgang eitriger oder schleimiger Feuchtigkeit, der die Wäsche besudelt, und die gute Gesichtsfarbe und die Kräfte fortwährend mindert.

Anders wäre es freylich, wie gesagt, wenn man passende, ausgesuchte Hülfe bey der Hand hätte. Diese würde sich in jedem besondern Falle von Tripper (denn auch diese sind verschieden), nach den individuellen, immer etwas abweichenden Empfindungen, Schmerzen und übrigen Zufällen des ganzen übrigen Körpers und des leidenden Theiles insbesondere, mit ihrem Heilverfahren richten, und bloss das geben, was hier eigenthümlich passt und helfen muss, ohne neue Beschwerden zu erzeugen. Da kann der Tripperkranke oft in wenig Tagen geheilt seyn; die seltenen Fälle ausgenommen, wo eine Mercurial-Cur nöthig ist.

Doch die zweyte Art venerischer Uebel, die von solcher Ansteckung erzeugten Geschwüre (Schancker) erfordern noch weit höhere Betrachtung. Sie entstehen in den mit dem venerischen Gifte angeriebenen oder berührten äussern Theilen, gewöhnlich binnen einigen Tagen, bey Mannspersonen gewöhnlich unter der Vorhaut, wo diese unterwärts mit einem Fleisch-

\*) So sind eine unzählige Menge Tripper-Curarten im Gange — ein sprechender Wink über die Nullität der meisten dieser, der Gesundheit so gefährlichen Machinationen!

bändchen an die Eichel befestigt ist, theils an dem Bändchen selbst, theils daneben in der Rinne, die der Anfang der Eichel mit dem Anfange der Vorhaut bildet, sonst auch am Rande der Vorhaut, auch an andern Stellen der Zeugungstheile und am After; — beym Frauenzimmer an dem rothen Theile der grössern Schamlippen, am Mittelfleische, am After u. s. w.

Seltner gerathen diese Geschwüre an den Rand der Mundlippen. Zuerst zeigt sich dieses Geschwür als ein kleines hartes Knötchen, von Ansehn wie ein rothes Bläschen, worin sich öfter wiederkehrende, feine jückende Stiche spüren lassen. Dieses runde Knötchen blühet mehr oder weniger geschwind zu einem kleinen, hochrändigen Geschwürchen auf, welches empfindlich bey der Berührung, das Eigene hat, dass es immer nur rund bleibt, immer eine tiefe Härte bey dem Betasten spüren lässt und nie guten, weissen Eiter giebt. Diess nennt man Schanker.\*)

Hat eine Person nur ein einziges, auch nur als ein Nagelkopf kleines Geschwürchen dieser Art, so ist sie so vollkommen venerisch, als wenn sie hundert grosse Geschwüre der Art an vielen Orten ihres Körpers hätte. Die Häufigkeit oder Grösse derselben macht keinen Unterschied. Der eine Zustand ist so wichtig und bey unrichtiger Behandlung von so verderblichen, unübersehblichen Folgen, als der andere.

Auf dieser Stelle, wo der Schanker zuerst durch Ansteckung entstanden ist, bleibt er für sich gewöhnlich bis an das Ende des Lebens stehen, wenn er weder durch innere zweckmässige Arzneyen geheilt, noch durch Anwendung äusserer Mittel, durch Umschlagen von kaltem Wasser, Weingeist, Bleywasser, Bleyсалbe, oder Auflegung anderer austrocknenden, reizenden und ätzenden Dinge von der Stelle weg in den innern Körper getrieben, sondern sich ganz selbst überlassen wird.

Dass der Schanker (ohne Heilung von innen) seinen ursprünglichen Entstehungsort so ungeru verlässt, ist ein äusserst wichtiger, nicht genug zu beherzigender Umstand. ein weiser Wink der gütigen Natur, welcher, wenn er vom Arzte verstanden und befolgt wird, den Kranken allen grässlichen Folgen dieses Uebels enthebt, und diese Krankheit zu einer der am leichtesten und sichersten zu heilenden macht.

So lange der Schanker, wie wenigstens das venerische Uebel in Deutschland\*\*) geartet ist, noch unberührt von äussern

\*) Die daraus siepernde Feuchtigkeit steckt wiederum leicht andre Personen an empfindlichen oder wunden Stellen durch Berührung oder Anreibung an. Daher werden die Hände der Hebammen, wenn sie wunde Stellen hatten, bey Entbindung eines mit Schankern behafteten Weibes, mit Schankern befallen, und stecken, ehe sie geheilt sind, mit diesen Händen oft eine ganze Reihe unschuldiger Weiber und diese wieder ihre Männer an.

\*\*) Ich rede daher hier nicht von jenem, zuweilen aus entfernten Ländern, zumahl aus Polen hergebrachten ätzenden venerischen Miasma, welches, wie ich sah, die Zeugungstheile beider Geschlechter schon in wenig Tagen mit ungeheurer Wuth zerfrisst. Dieses vermuthlich mit Wichtelpopfgichte verschärfte

Mitteln, auf seiner Stelle stehen bleibt, ist er gewöhnlich so wenig bedeutend, dass er in ein Paar Jahren kaum bis zum Durchmesser eines halben Zolles, gewöhnlich nur eines Drittzelzollens anwächst und nicht grosse Beschwerde verursacht. Dann gleicht er einer rothen, platten, etwas harten Scheibe, welche über der Fläche der andern Haut sich etwas empor hebt, zwar auch ganz unberührt etwas weh thut, mehr aber bey der Berührung, und wenige, wässerig-schleimige Feuchtigkeit auf seiner Oberfläche ausschwitzt.

Nicht durch äussere Mittel gestört, sondern ruhig gelassen, steht der Schanker oft mehrere Jahre, ohne dass das Gift in den Körper zurücktrete, das die andern secundären Uebel bewirke, die zusammen unter dem Namen der allgemeinen (Venus-) Seuche bekannt sind, wenn nicht heftige Leidenschaften, Erhitzungen und Ausschweifungen hinzukommen.

Und auch dann, wenn allgemein venerische Uebel an andern Theilen oder über den ganzen Körper dabey ausbrechen, und sich das Gift vom Schanker aus des ganzen Organismus bemächtigt hat, auch dann bleibt der Schanker, wenn er mit keinen äussern Mitteln behandelt worden ist, immerfort an seiner Stelle stehen. Die Beyspiele, wo Schanker ohne äusseres Zuthun verschwunden und die allgemeine Seuche erregt haben sollen, sind noch zweydeutig und vermuthlich unrichtig beobachtet.

Ganz anders aber ist es, wenn der Schanker mit äussern Mitteln, sie mögen seyn, welche sie wollen, mit austrocknenden, zusammenziehenden, geistigen, reizenden, beizenden, ätzenden Dingen behandelt wird. Dann erfolgt jedes mahl und unausbleiblich ein Zurücktritt des venerischen Giftes in den Körper, und die nachgängigen Zufälle der allgemeinen venerischen Seuche kommen dann bald an dieser, bald an jener Stelle des übrigen Körpers hervor, man mag nun die gewöhnlichen unzulänglichen Mercurial-Mittel innerlich dabey brauchen, oder den innern Körper ganz unbehandelt lassen — es mag auch der Schanker unter dieser äussern Behandlung verschwunden seyn, oder sich nicht haben wegtreiben lassen, oder eine andre Form durch die beizenden Mittel angenommen haben; kurz die nachgängigen venerischen Uebel, die Syphilis entsteht.

Aber zum Unglück verschwindet auf solche äussere Berührung der Schanker am öftersten schnell von seiner Stelle, oder der gewöhnliche Arzt ruht wenigstens nicht eher, bis er ihn, wo nicht mit Güte, doch mit Gewalt, oft mit den heftigsten beizenden, ätzenden und fressenden Mitteln zum Verschwinden gebracht hat. Dann glaubt er auch, das Uebel mit der Wurzel ausgerottet zu haben. Aber vergeblich! Noch nie hat eine äussere Tilgung des Schankers (selbst nicht unter Mitgebrauch der innern, gewöhnlich unzureichenden Mercurial-Mittel\*) das

verschärfte Miasma ist bey uns nicht einheimisch und zum Glück sehr selten, wie mich eine mehr als dreyszigjährige Erfahrung gelehrt hat.

\*) Dass zur Zeit der örtlichen Vertreibung des Schankers auch einige innere Mercurialien (durch Einreiben der Neapelsalbe, oder durch Eingeben) gebraucht worden sind, hilft in den meisten Fällen nichts. Neben dem Gebrauch unzureichender Quecksilbermittel tritt das Gift dennoch, ungetilgt, aus dem vertriebe-

venerische Gift ausgetilgt, sondern es nur um desto gewisser dadurch einwärts getrieben und zur allgemeinen innern Krankheit, zur venerischen Seuche gemacht. Ein höchst thürliches und über alle Masse verderbliches Beginnen!

Es ist dadurch nicht nur nichts Gutes für den Kranken geschehen, sondern Arzt und Kranker ist auch nun noch weit übler daran. Denn mit Verschwindung des Schankers erfolgt nicht nur das allgemeine venerische Uebel desto gewisser, sondern es verschwindet auch mit dem Schanker das sicherste, deutlichste Zeichen vom Daseyn des venerischen Uebels überhaupt.

Ist der Schanker durch äussere Mittel von seiner Stelle weg, so ist der Leitstern der Cur verschwunden, denn die dadurch bewirkte allgemeine venerische Seuche besteht grösstentheils aus Zufällen und Leiden, welche oft den Anschein einer ganz andern Krankheit annehmen, bald diesen, bald jenen Theil des Körpers befallen, bald durch arzneylische, auch unzureichende innere Behandlung anscheinend vergehen, auch wol Monathe, zuweilen mehrere Monathe lang, schweigen, und dann wiederum (oft in einer andern Gestalt) hervorkommen, überhaupt aber (unter dem Ansehn andersartiger Hautausschläge, scorbutischer, gichtischer, serophulöser, hysterischer, krampfartiger Uebel, der Flechten- oder Krebschürfe, böser Hülse u. s. w.) sehr zweydeutige Aeusserungen zeigen, die es selbst dem grössten Meister in der Kunst schwer, zuweilen unmöglich machen, sie von andern venerischen Uebeln zu unterscheiden, und gewiss zu seyn, ob sie ganz oder zum Theil venerisch, oder ob sie wol gar endlich bloss Folgen des langwierigen Quecksilbergebrauchs, oder sonst unvenerisch sind, folglich es ihm schwer, zuweilen unmöglich machen, den eigentlichen Punct wahrzunehmen, wo alles venerische Gift rein ausgetilgt ist; eine Ungewissheit, welche die meisten Kranken entweder ungeheilt lässt oder sie durch immer wieder erneuerten Quecksilbergebrauch bald oder spät unglücklich macht, auch wohl ins Grab stürzt.

Wie unendlich leichter und überzeugender ist dagegen diese Beurtheilung für Arzt und Kranken bey der innern Mercurial-Cur, wenn der Schanker auf seiner ursprünglichen Stelle geblieben und durch kein äusseres Mittel vertrieben worden ist! Dann steht dieser bey dem innern Gebrauche der antivenerischen Arzneyen als sichtbar, unverkennbarer, sicherer Zeuge des noch im Körper vorhandenen venerischen Giftes so lange da,

nen Schanker in den Körper zurück, und bringt oft erst nach geraumer Zeit die Venus-Seuche im übrigen Körper hervor. Denn wenn der Gebrauch dieses Metalls nicht bis zu dem Puncte der völligen Austilgung des venerischen Giftes gediehen ist, so ist die Cur so gut als nichts. Bloss die Kräfte des Kranken sind dadurch erschöpft worden; das Gift spinnt sich wieder von neuem an, und das Uebel erreicht ganz die Höhe, die es ohne allen Quecksilbergebrauch erreicht haben würde; die Seuche bricht doch allmählig wieder aus, gleich als wenn nichts dagegen unternommen worden wäre. Und woran ist der Punct der völligen Austilgung des Giftes zu erkennen, wenn das sicherste Zeichen seiner Tilgung oder Nichttilgung (der Schanker) schon örtlich vertrieben ist?

bis der Körper von allem Krankheitsstoffe durch das innere Mittel befreyt worden ist. Dann, nur dann erst wird der Schanker unvermerkt zu einem kleinen reinen Geschwüre mit gutartigem weissgelben Eiter, er heilt binnen einigen Tagen (ohne das mindeste äussere Mittel) auf seiner ursprünglichen Stelle von selbst, von innen heraus, und es ist nach Abfall des kleinen Schorfs eine Haut wie die andere, und keine Härte, keine Spur mehr von ihm anzutreffen, zum unverwerflichen, zum überzeugenden Beweise, dass nun aller venerische Stoff aus dem Körper rein ausgetilgt ist, denn der Schanker heilt unter allen zuletzt, wenn schon alle übrige venerische Uebel gewichen sind; so lange er aber noch nicht durch die innern Heilmittel gewichen ist, können sich alle andre venerische Beschwerden wieder erneuern, und die Heilung ist nicht vollendet.

Eine unvollendete antivenerische Cur aber ist so gut, als gar keine, das Uebel entspinnt sich wieder zu gleich hohem Grade, als wenn gar kein Heilmittel gebraucht worden wäre.

Nur wenn man den Schanker bloss durch innere Medication geheilt hat, wird die Heilung des ganzen venerischen Uebels für den Arzt und den Genesenen überzeugend; nun ist an keinen weitem Ueberrest auch nicht des kleinsten venerischen Uebels mehr zu denken.

Wer sollte nun nicht glauben, die Aerzte würden diese Heilart als die einzig gute vernünftigerweise wählen? Nein, weit gefehlt, gerade das grosse Unglück für den Kranken, die örtliche Vertreibung des Schankers vor vollendeter innerer Heilung bewirken sie selbst.

Unter den mehreren hundert Schriftstellern über die Cur der venerischen Krankheit führen nur zwey bis drey die Heilung derselben, ohne Antastung des Schankers, durch bloss innere Arzney als die sicherste, gründlichste und beste Heilart an, doch nur einer von ihnen auf eine Art, dass man sichdt, er habe die Sache aus der Erfahrung und heisse stets so.

Alle übrige Schriftsteller, alle andre Aerzte auf dem ganzen mit Menschen besüeten Erdboden thun gerade das Gegentheil, thun gerade, was sie nicht sollten. Ihr erstes angelegentlichstes Beginnen ist die schnelle und möglichst schnelle Vertreibung des Schankers von seiner Stelle, was sie dem Kranken als eine Art von Heilung vorspiegeln, da doch keine Wegbeizung des Schankers die allgemeine venerische Seuche verhütet, sondern sie vielmehr befördert. Wird das venerische Gift verhindert örtlich zu bleiben, so wird es unaufhaltbar allgemein durch den ganzen Körper verbreitet.

Es verstreichen zwar von der Zeit des Wegbeizens oder sonst örtlichen Vertreibens der Schanker oft fünf bis sechs Wochen, auch wohl eben so viele Monathe, ehe sich die Zeichen der Seuche offenbar an den Tag legen; aber die venerische Seuche entsteht doch allemahl, bald oder spät, nach örtlicher Vertreibung des Schankers, und kömmt, entweder hier oder da, am Körper zum Vorschein.

Ist der Kranke gutmüthig oder leichtsinnig, so glaubt er während dieses täuschenden Stillstandes, sein Arzt habe ihn geheilt, weil er vielleicht einige (nur gar zu oft unzureichende) Mercurialien gegeben hat, bis das Heer der Leiden allmählig über ihn hereinbricht; ist er aber nachdenkend, und achtsam auf sich selbst, so hält ihn ein gewisses inneres Missbehagen

Und mehrere ominöse, krankhafte Gefühle in seinem Innern während dieser Pause noch immer in der Befürchtung des nicht getilgten Giftes, und in banger Erwartung der Zukunft, und siehe! der traurige Erfolg rechtfertigt gemeinlich seine Ahnungen.

Heisst diess nicht den Kranken recht muthwillig ins Unglück stürzen, der nun gar nicht weiss, wie und auf welcher Körperstelle das Gift seinen scheusslichen Schauplatz aufschlagen wird, und immer in ungewisser Furcht schwebt, ob es ihm jene äusserst schmerzhaften Leistenheulen im Schosse (*Pou-lain, Bubon*), oder jene venerische Verschwärung im Halse (an den Mandeln, an der Gaumendecke und am Zäpfchen), oder die krätzähnlichen Blüthchen, oder die runden, kupferfarbnen Flecke im Gesichte, auf der Brust — jene runden oft feuchten Schwinden am Halse, in der Handfläche und andern Stellen, jene runden, glatten, hellrothen Geschwüre an mehreren Theilen des Körpers, selbst auf dem Haarkopfe, jene braunrothen, kräuseligen Auswüchse an den Nasenflügeln, jene Beinhautgeschwülste an den Becken der Stirne, auf den Hinterhauptshervorragungen, auf dem Nasenrücken, an der Mitte des Schienbeins, am Ellbogenhöcker, an der Spitze der Achsel, am Schlüsselbein, oder an dem obern Theile des Brustbeins oder an andern Knochenhervorragungen erzeugen wird, mit jenen unerträglichen, unbeschreiblichen Schmerzen vergesellschaftet, die ihn des Abends vom Sonnenuntergange an, oft spät in die Nacht hinein, auch wohl bis zum Anbruche des Tages quälen, und ihn so aller Ruhe und allen Schlafs berauben!

Und wenn dann diese Erscheinungen der venerischen Seuche überhand nehmen, wie will er sich mit Gewissheit von ihnen befreyen? welche Mercurialeur soll ihn zur Ueberzeugung bringen, dass das Gift in seinem Körper völlig ausgegilt sey, da das deutliche Merkmal seiner Tilgung oder Nichttilgung, der Schanker, in ihm vertrieben worden ist?

Indessen will und muss der Kranke von der bösen Krankheit befreyt seyn. Der Arzt stellt also seine Quecksilber-Cur wieder an, und setzt sie oft lange Zeit fort. Da aber die allgewöhnlich gebräuchlichen Mercurialpräparate gar nicht von der Art sind, dass durch sie das venerische Gift schnell und leicht ausgelöscht würde, und er daher die Gaben immer erhöhen muss, so greifen sie den Körper oft gewaltig an, und es entstehen Leibschnitten, Durchfälle mit Stuhlzwang, Zungen- Mund- und Halsgeschwulst und schmerzhafter Speichelfluss genug und überflüssig viel von diesen Präparaten, aber immer keine Sicherheit der völligen Ausgiltung des venerischen Giftes. Glaubt er nun nach seiner Muthmassung — denn ein sicheres Zeichen hat er nach Verschwindung des Schankers nicht mehr — glaubt er nun nach seinen muthmasslichen Gedanken, der Kranke habe genug Quecksilber bekommen, so hört er auf, und siehe, es vergehen oft abermahls nur wenige Monathe, seit er den Kranken und der Kranke sich geheilt glaubte, so zeigt sich schon wieder der und jener beschwerliche Zufall, er erhöht sich allmählig, und verräth endlich wieder seine venerische Natur. Er wird betroffen und fängt mit seinen gewöhnlich unzuweckmässigen Mercurialien wieder von vorn an, und setzt sie eben so im Dunkeln, so ins Blinde hin fort, bis der erschienene venerische Zufall vergangen ist, und wähnt dann wiederum seiner Sache gewiss zu seyn — da es doch sehr leicht ist, eine venerische Beschwerde durch irgend ein noch

so unzuweckmässiges Quecksilbermittel auf einige Zeit zum Schweigen, aber schwer die eingerostete venerische Krankheit zur völligen Heilung zu bringen. Es geht daher oft kein halbes Jahr hin, so klagt der Kranke zwar nicht dasselbe Uebel — denn ein von seiner Stelle vergangenes venerisches Uebel kehrt, wie mich die Erfahrung gelehrt hat, nie wieder an dieselbe Stelle zurück —, sondern er klagt ein andres, vielleicht noch beschwerlicheres, oft mehr den Augen der Welt auffallendes. Der Arzt mag nun noch so viel Entschuldigungen vorbringen — mag sagen, der Kranke habe sich bey der vorigen Cur nicht gehalten — das Uebel sey besonders hartnäckig — mag auch wohl den Kranken beschuldigen, es sey eine neue Ansteckung daran Schuld, (welches, wenn er ihm indess keinen neu entstandenen Schanker nachweisen kann, grundlose Schmähung ist) — kurz es sind venerische Symptomen zu tilgen, und er fängt so eine neue, vielleicht noch angreifendere Quecksilber-Cur mit ihm an, und ruiniert so, entweder allmählig (solcher mehrjährigen Curen kenne ich viele) oder mittelst einer einzigen solchen heftig fortgesetzten Cur mit den gewöhnlichen, zwar die Körperkräfte angreifenden, aber mit wenig antivenerischen Kraft begabten Mercurialpräparaten oft schnell die ganze Gesundheit des Kranken, besonders dann, wenn er, wie oft, die Leiden vom Quecksilber für erhöhte venerische Symptome hält, und so nun, mit desto grössern Gaben des schon so schädlich gewordenen Metalls den armen Kranken bestürmt.

Dann lösen sich endlich die äussern fleischigen Theile an vielen Orten des Körpers in schmerzliche Geschwüre auf, die Gaumendecke und das Zäpfchen verfault, es entstehen reisende Schmerzen in den Gelenken — oder ein Zehrfieber mit oder ohne Blutspeyen entkörpert den Armen, oder das Quecksilber bemächtigt sich der Knochen und frisst ihm die schwammigen Beine der innern Nase und die Gäumknochen mit unerträglichem Geruche aus, so dass die Nase zum Abscheu für die Welt (und zum Greuel des Kenners, welcher weiss, dass wol gemissbrauchtes Quecksilber, nie aber das venerische Gift Beifressen erregt) zusammenfällt, auch wohl ein schreckliches Loch an ihrer Stelle entsteht.

Ich könnte diese Schreckensscenen mit noch weit zurückstossendern Gemälden, als diese sind, aus meiner Erfahrung in mehreren Krankenhäusern vermehren, wenn ich die gerechte Empfindung des Publikums zu schonen nicht für Pflicht hielte.

Die Quelle dieser unglücklichen Curen, worunter die Menschheit häufig im Stillen seufzt, ist also dreyfach. Die Verjagung des Schankers mit äussern Mitteln in den innern Organismus — die Anwendung scharfer angreifender Quecksilber-Präparate zur innern Cur der Syphilis, welche nur geringe antivenerische Kräfte besitzen — und die Unkenntniß der Unterscheidungszeichen zwischen recht venerischen Uebeln und denen vom Quecksilber erzeugten, welche viel Aehnliches mit einander haben. Diese letztere, dritte Quelle aber muss hier übergangen werden, da ihre Erörterung allzu wissenschaftlich und unbehrend für das grosse Publikum seyn möchte, und allzu feine Details erfordert.

Die erste und Hauptquelle ist, wie gesagt, die, dass die venerische Krankheit von den Aerzten nicht bey noch bestehen-

dem, äusserlich unbehandelten, unangetastet und ruhig stehen gelassenen Schanker vollführt wird, dem einzig sichern, leicht erkennbaren Zeichen der wirklich vollendeten Cur (wenn der Schanker bloss durch innere Behandlung, ohne Auflegung irgend eines äussern Mittels, zum reinen Geschwüre wird, und während der innern Cur rein verheilet), oder der noch nicht beendigten Cur (wenn der Schanker bey der bloss innern Behandlung durchaus nicht heilet, sondern wenn er sich auch mit einem Schorfe überzieht, dennoch bald wieder aufbricht.)

Ein Arzt, der den Schanker mit äussern Mitteln vertreibt, treibt das Schankergift in den innern Organismus, und bringt um desto gewisser jene proteusartige, allgemeine Venus-Seuche zuwege. Er sperrt selbst den Wolf in den Schafstall, und weiss ihn dann ohne Ruin des Ganzen nicht wieder herauszubringen. Er löscht sich selbst die Leuchte auf dem Pfade zur Heilung aus, und irrt dann am Rande von Abgründen mit seinem Kranken in der Mitternacht herum, ohne Leitern zum Führen.

Und auch hier, bey dem zweckwidrigen Beginnen, den Schanker durch äussere Mittel verjagen zu wollen, zeigt sich die allweise und allgütige Vorsehung oft mitleidig mit der Thorheit. Oft lässt sich nämlich der Schanker selbst durch die frestendsten Aetzmittel nicht verjagen, und alles, was der Held im Zerstören ausrichtet, ist, dass er das äussere Ansehn etwas damit ändert, einen mehr oder weniger feuchtenden Knoten daraus macht, oder die Schanker in warzenähnliche Körper umändert, und nun glaubt, der Schanker sey weg, und es seyen Feigwarzen entstanden, die er für ein andersartiges Uebel ansieht, da sie doch nichts mehr und nichts weniger, als in ihrem Aeussern veränderte, durch Beizmittel verunstaltete Schanker sind.

Dieser Umstand ist, wie gesagt, eine weise Veranstaltung der Vorsehung. Diese Feigwarzen und Knoten dienen dem, der darauf zu achten versteht, nun noch immer, wie die unberührten Schanker, aus denen sie umgestaltet wurden, zum sichern Leiter bey einer noch vorzunehmenden Cur, von welcher sie heilen müssen ohne Zuthun eines äussern Mittels, wenn die innere Behandlung von rechter Art und gründlich war, das ist, wenn sie auch die letzte Spur des venerischen Giftes in allen Theilen des Körpers ausgelöscht hatte, weil unter allen venerischen Beschwerden Schanker, Feigwarzen und Knoten unter allen zuletzt durch das innere Mittel heilen, — also wenn sie gänzlich geheilt sind, das sichere Zeichen von erfolgter völliger Tilgung des venerischen Giftes im Körper abgeben. Bleiben sie aber stehen, oder verändern sich nur wenig, hinterlassen etwa noch eine Härte in der Haut, und heilen nicht ganz rein weg von dieser bloss innern Cur, so ist diess ein sicheres Zeichen der noch immer unvollendet gebliebenen innern Behandlung. Kein äusseres Abbinden, Wegschneiden, Wegützen mit fressenden Säuren und Metallen, noch mit Sadebaumpulver, tilgt das venerische Gift im Innern des Körpers; diese örtliche Verjagung\*) rückt uns bloss das wohlthätige Warnungszeichen ei-

\*) Auch nicht mit gelindern Mitteln dürfen die nach Schankern übrig gebliebenen Feigwarzen, Auswüchse oder Knoten — klein oder gross — äusserlich behandelt werden, denn auch sie verschwinden zu gewissen Zeiten, bey gewissen, unbekanntem Kör-

ner noch nicht vollendeten (innern) Heilung aus den Augen, und Schande dem, der sich selbst den Faden zerreisst, der ihn ans dem Labyrinth führen könnte.

Eben so ist es mit den Leistenbeulen oder Abscessen der Schosdrüsen, welche wol nie, oder äusserst selten — mag man sagen, was man will, — unmittelbar auf eine venerische Ansteckung entstanden, sondern gewöhnlich erst nach einem örtlich zurückgetriebenen Schanker. Auch bey den Leistenbeulen, welche ihrer Natur nach viel ähnliches mit dem Schanker haben (und auch so ansteckend sind,) bemüht sich der gewöhnliche Arzt, sie nur ja recht bald mit äussern Mitteln von da wegzubringen, theils durch das sogenannte Zertheilen, theils durch das schnelle, äussere Zuheilen, wenn sie aufgebrochen sind.

Es giebt aber keine Zertheilung, keine äussere Zuheilung der in Eiterung und zum Aufbruch übergegangenen Leistenbeule, auf welche nicht allgemeine venerische Symptomen, (die Venusseuche) erfolgten, bald oder spät. Was ist nun mit einer solchen örtlichen Behandlung gewonnen? Was anders, als dass auch dieses äussere Zeichen der noch bestehenden, noch nicht getilgten venerischen Krankheit zum Schaden aus den Augen weggeschafft wird, was doch in Ermangelung des Schankers, die unentbehrliche innere Cur sicher leiten konnte, zur Ueberzeugung entweder von ihrer Unhinlänglichkeit oder ihrer reinen Vollendung, — denn eine wahre venerische Leistenbeule geht von selbst, und ohne äussere Behandlung, nicht von ihrer Stelle weg, sie mag nun nach sich selbst überlassener Vereiterung als Geschwür zurück bleiben oder als Drüsen-Geschwulst\*).

Auch hier muss also das Gegentheil geschehen, wenn man es mit den Kranken gut meint. Man lassé die Schosbeule unangetastet und brauche sogleich innerlich das besste Quecksilber-Präparat so schnell als möglich bis zur gänzlichen innern Genesung von venerischen Gifte, da dann die Leistenbeule, auch wenn sie schon entzündet war, dennoch nicht aufbricht, sondern in wenig Tagen unter dieser innern Cur rein vergeht, oder, wenn sie schon aufgebrochen ist, ebenfalls binnen wenigen Tagen, zum reinen Geschwüre wird, mit gutartigem Eiter, und so auf dem Wege reiner Geschwüre (ohne die mindeste andere äussere Auflegung, als reiner Leinwandfasern) von selbst heilt, ohne eine Spur ihres Daseyns und ohne Härte zu hinterlassen, zum sichern Beweise der von innen erfolgten gänzlichen Austilgung alles venerischen Ueberrests.

Die zweyte Quelle jener unglücklichen (gewöhnlichen) Curen ist die Anwendung solcher Quecksilber-Präparate, welche wol die Gesundheit untergraben, aber wenig antivenerische Kraft besitzen. Lange ist den Aerzten das wirksamste und unschädlichste Präparat, das auflösliche Quicksilber (*Merc. solub. Hahnemannii*) vorgehalten worden, was, gut bereitet, ohne die mindeste Spur

per-Dispositionen zuweilen gar leicht nach Auflegung geringfügig scheinender Mittel, und löschen die Leuchte der Cur, (zur Versicherung der endlichen, gewissen Heilung) aus.

\*) Die zuweilen bey blossen Trippern entstehende, kleine, harte unschmerzhaftige Drüsengeschwulst gehört nicht hierher; sie scheint ganz unvenerisch und verschwindet bey gehörigem Verhalten bey dem Tripper oft von selbst; und ist von keiner Bedeutung.

von Nebenschärfe, die reinsten antisyphilitischen Kräfte in hohem Grade besitzt; aber sie sind gewöhnlich immer wieder zu ihrem alten Schlendrian, den versüßten Quecksilber (Kalomel), dem Aetzsublimat oder anderen scharfen Zubereitungen dieses Metalls und zu der sehr unbeständig wirkenden Einreibungen (Frictionen) den sehr ungleichförmigen Neapel-Salbe übergegangen. Die Ursachen der Unzweckmässigkeit dieser Präparate und Anwendungsarten lassen sich ohne Weitläufigkeit dem Publicum nicht vor Augen legen; aber so viel lehrt die Erfahrung dass mit keinem der übrigen Präparate durch bloss innern Gebrauch ein Schanker, eine Feigwarze oder eine Leistenbeule (sammt der innern venerischen Krankheit) geheilt wird.

Die Ausrede der Aerzte: dass das Hahnemannsche auflösliche Quecksilber in Apotheken gewöhnlich unrichtig bereitet werde, und gar nicht die echte dunkle Schwärze und nicht die Eigenschaft besitze, in einem Mörsel mit etlichen Wassertropfen gerieben, wieder als metallisches Quecksilber zusammen zu laufen, sondern nur grau, oft nur hellgrau aussehe, und den Körper auch sehr angreife, ist nicht zureichend. Wahr ist es wol, dass man mit einem solchen grauen oder hellgrauen After-Präparate, was sehr fälschlich den Namen, auflösliches Quecksilber, führt, nicht mehr als mit Kalomel und andern scharfen, unzureichenden Quecksilber-Präparaten ausrichten kann; aber wenn auch die meisten Apotheker so ungeschickt und gewissenlos verführen, so muss es doch noch einige gewissenhaftere geben. So weiss ich, dass zu meiner Zeit der Apotheker Jordan in Göttingen und der Apotheker Beer in Altona das auflösliche Quecksilber von der besten Güte und ganz schwarz verfertigten. Und wenn diess alles nicht wäre, so sollten die Aerzte, wenn ihnen Leben und Herstellung ihrer Kranken am Herzen liegt, solche wichtige Arzneyen selbst verfertigen. Ihr Gewissen fordert es von ihnen. Es ist auch so schwer nicht.

Man nehme aus Zinnober wiederhergestelltes Quecksilber, und trage es immer nur zu kleinen Portionen (damit sich die Auflösung nicht erhitze) in doppeltes Scheidewasser, so dass gleiche Theile an Gewicht, Säure und Quecksilber, allmählig zusammenkommen, trockne das nach vierzehntägiger Auflösung entstandene Quecksilbersalz zwischen vielem Löschpapier (was man zur Auspressung aller Feuchtigkeit endlich mit einem kieselsartigen Feldsteine beschwert) reibe es dann in einem gläsernen Mörsel fein, vermische das feine Pulver unter öfterm Reiben mit so viel rectificirtem Weingeist, dass es zum dünnen Brey werde, trockne den Brey auf Löschpapier, und wiederhole dieses Reiben des getrockneten Pulvers mit starkem Weingeist, und abermahliges Trocknen auf Fliesspapier so oft bis das getrocknete Salzpulver keinen Scheidewasser Geruch mehr spüren lässt. Dann erst löse man dieses pulverartige Quecksilbersalz unter fleissigem Reiben in mehrere Portionen reinen (destillirten oder Regen-) Wasser auf (es muss so lange frisches Wasser zur Auflösung genommen werden, bis der Rest des Pulvers eine grüngelbe Farbe erhält), giesse diese wässerigen Auflösungen (nach vorgängigem Filtriren durch Löschpapier, auf Leinwand ausgebreitet) zusammen, und tröpfele nun allmählig so viel ätzenden Salmiakgeist (*Spir. sal. ammon. c. calce viva*), unter beständigem Umrühren mit einer Glasröhre, hinzu, als noch das Quecksilber-Oxyd mit ganz schwarzer Farbe zu Boden fällt. Wenn eine Probe der abgetheilten Flüssigkeit bey

Zutropfelung solchen Salmiakgeistes zeigt, dass die Trübung grau ausfällt, so wird mit der ganzen Präcipitation aufgehört; man lässt das schwarze Pulver sich setzen, giesst die helle Flüssigkeit weg, rührt den Satz noch etlichemahl mit reinem Wasser an, damit alles Salzhaftes daraus weggespült werde, giesst die jedesmaligen Wasser rein davon ab, und trocknet zuletzt den Satz auf Druckpapier völlig, an freyer Luft, ohne Wärme.

Von diesem ganz schwarzen Quecksilber-Oxyde, dem einzig echten *Merc. solub. Hahnemannii*, ist Ein Gran, mit einem Scrupel Austerschalenpulver innig und stark zusammengerieben, die gewöhnliche Menge auf Einen Tag zu verbrauchen (ein Drittel davon früh, ein Drittel Nachmittags und ein Drittel Abends einzugeben); oft hat man nur halb so viel nöthig, selten mehr, je nach der Constitution des Kranken.

Die Cur ist vollendet, wenn der Schanker, oder der noch sonst übrige venerische Auswuchs (Feigwarze, Knoten) oder die Leistenbeule mit Zurückbleibung reiner, weicher, gesunder Haut gänzlich geheilt sind, und waren sie, leider nicht mehr vorhanden, so sehe man die Cur als als (gemeinlich) beendigt an, wenn der Kranke dieses geschmack- und geruchlose Pulver nicht mehr ohne den heftigsten Widerwillen über die Zunge bringen kann, sondern es etlichemahl nach einander wieder wegbricht, abwechselnd Frost und Hitze (ohne Durst), Ekel vor allem Fleischartigen, grosse Mattigkeit, Widerwillen gegen alles, auch sonst das Liebste, und schreckhaften Schlaf hat. Es muss daher mit den Gaben, wo nöthig, gestiegen werden, damit die Cur in vier oder fünf Tagen, oder doch längstens in 14 Tagen beendigt sey \*) — ohne Beygebrauch irgend einer andern Arzneey.

Diess kann freylich bloss jenes ganz milde, grösste Antisyphiliticum; die andern Mercurialpräparate, mit denen man oft in vielen Jahren nichts als Ruin des ganzen Organismus, eine Verfaulung bey Lebzeiten, anrichtet, kommen dagegen in keine Vergleichung\*\*).

Die von den gewöhnlichen Mercurialpräparaten krank und siech gewordenen Personen können durch acht bis vierzehntä-

\*) Nur die durch vorgängige Curen mit scharfen Quecksilber-Präparaten schon geschwächten, kränkelnden, siechen Personen machen hiervon eine Ausnahme. Ihre Kräfte müssen durch eine kräftige Diät und tägliche Bewegung in freyer Luft sich erst gehoben haben, ehe die venerische Krankheit mit örtlichen Schankern und Feigwarzen mit Glück und schnell (je schneller die Cur, desto weniger leidet der Kranke vom Quecksilber) bloss von innen geheilt und ausgerottet werden kann. Wie der Neigung zum Durchfall solcher Siechen mit Mohlsaft, oder zu Speichelflüssen mit einigen Gaben verdünnter Salpetersäure (unter Aussetzung des Quecksilbers) und dem schmerzhaften Munde nach der Cur durch China abgeholfen werde, muss der Arzt wissen.

\*\*\*) Auch traue man den in vielen Schriften angebotenen Geheimmitteln nicht, selbst denen nicht, welche man aus Vegetabilien verfertigt haben will. Wenn letztere etwas helfen, so ist es nicht in der wahren venerischen Krankheit, höchstens in Beschwerden, die vom Quecksilber entstanden waren, und die man aus Unwissenheit für venerisch hielt. Dieser Missgriff ist häufig, auch von Aerzten gethan worden.

gigen Gebrauch der kalkerdigen Schwefelleber (*Hepar sulph. calcar.*) täglich ein bis zweymahl zu einem Gran in Wasser genommen oder durch einige Schwefelleberhäder, dem Ruine von Quecksilber den besten Einhalt thun. Wo diess aber nicht zureicht, die Quecksilberzerstörungen zu heben, da tritt noch einige Hülfe durch kräftige Diät und Bewegung in Landluft, auch durch andre Mittel ein, selbst wenn Sassaaparillo und Guajak nicht mehr helfen will. Dieser Gegenstand ist aber zu speziell, als dass ich mich in diesem Blatte hierüber verbreiten könnte.

Ich freue mich in der gewissen Aussicht, dass meine Darstellung wenigstens einige Belehrung gewähren, und meine Warnungen wenigstens einiges Unglück von meinen Mitbrüdern abwenden werden. Törgau, im Febr. 1809.

Dr. Samuel Hahnemann.

### VIII.

#### An einen Doctorand der Medicin.

(Num. 227. Allgem. Anzeiger d. Deutschen, d. 25. Aug. 1809.)

Ich habe die mir mitgetheilten Collegien-Hefte über die Therapie Ihres berühmten Professors durchgelesen. Sie thun recht, das alles zu lernen und nieder zu schreiben. Man muss wissen, was die Menschen vor und neben uns gewöhnt haben. So lasse ich mir oft von den Patienten erzählen, wie sie meinen, was ihr Uebel und wo es her sey, von welcher Behexerey das alles entstanden sey, und welche sympathetische Mittel und Alfanzeren sie dabey angewendet haben. Ich muss doch wissen, was sich die Leute für Begriffe von den Dingen machen. So auch Sie mit diesem Collegium, — in welchem Sie erfahren, was die Leute, die sich für kluge Aerzte halten von allen den Dingen, die sie nicht verstehen, und die niemand in der Welt *a priori* erforschen kann, gefabelt haben. Da kommen natürlich viele bedenkliche Gedankensprünge und gewagte Sätze, die sich nirgends in der Natur und Erfahrung nachweisen lassen, auch sonst mancherley gelehrter Kram vor, der wenigstens recht studirt und weise klingt, weil er in recht verblühten und metaphorischen Ausdrücken paradirt — da müssen Oxygen- und Hydrogen-Pole im menschlichen Körper, gesteigerte Factoren, Ganglien-System, Centrum des vegetativen Lebens, ein besonderes irritables und ein ganz apartes sensibles System in uns, durch von uns selbst fingirte Rollen die Comödie aufführen. Schöne Schattenspiel an der Wand! Kommt man aber ans Krankenbett, da wird der Eine einen *Synochus systematis irritabilis* finden, wo der Andre, von demselben Meister gelehrt, gerade das Gegentheil zu finden steif und fest behauptet — denn die vom Katheder herab angegebenen Zeichen von dem Einen und dem Andern sind so unwesentlich und unbestimmend, als vag und unbestimmlich. Sollte nun auch der Eine die Meinung des Systematikers errathen haben, was folgt nun daraus erspriessliches für die Heilart? Nichts folgt daraus! Alle das kopfzerbrechende Theoretisiren über die Wesenheit des Fiebers weist nie geradehin auf das, was helfen sollte und helfen musste. Der theoretische Kartenpalast steht in seiner imponirenden Majestät ganz isolirt da, ist im Innern hohl und leer, und enthält nicht einmahl einen Fingerzeig auf das passende Hülfsmittel der Krankheit, deren Wesenheit hier mit inspirirter Weihe offenbaret seyn soll. *O quanta species, cerebrum non habet!* Der

ganze Klingklang von theoretischen Floskeln voran, dient den angehängten Vorschlägen, was in dem Uebel alles zu brauchen sey, nicht wie die Prämissen der Folgerung in einem logischen Schlusse — nein! wie der vorangehende Trompeten- und Paukenschall auf den Gassen, womit der Gaukler sein *quid pro quo*, was er Nachmittags von dem geneigten Zuschauer aus der Tasche zu spielen gedenkt, an den Mann zu bringen sucht. Denn siehe, was der Professor da wähnt, was hierin oder darin helfen soll, ist ja eben so willkürlich, ohne feststehende Gründe und Erfahrungsaussprüche, nur so obenhin angenommen, und mit dem allgnügenden *avroc éde* bloss behauptet. Da findet sich für ein einziges Fieber-Genus fast die ganze *Materia medica*: geben Sie den Kranken meine Herren, Tränke von bitterm und gewürzhaften Gewächsen (also auch von Koloquinten, Squille, Lerchenschwamm, Ignatzbohne, Krähenaugen, Aloe? also auch von gelbem Sandelkreyer - Diptam-, Abelmoschkörnern, Rosenholz?) oder Oelzucker in Thee (also auch Kirschlorbeer- und destillirtes Bittermandelöl?) —

Das ganze Wesen mit den vielen Definitionen des Fiebers an sich und die superfeinen Puls-Klaubereyen — den jeder anders fühlt, fast in jeder Stunde, und bey geringen Modificationen des Gemüths des Kranken, anders fühlt — sind zwar schimmernde, aber eitel trost- und hülflose Dinge, die uns wie Nebel vor den Augen düstern, wenn wir den Kranken heilen sollen. Vor lauter gelehrten Nebel — der nur verdunkelt, nicht erhellet, — sehen wir weder den wahren Zustand des Kranken, noch das, womit wir ihm eigentlich helfen sollten.

Fragen Sie sich nun selbst, wenn Sie das alles auswendig wüssten, ob Sie damit eine Krankheit in ihrer wahren Gestalt erkennen und damit sie heilen könnten? Daran herum curiren können wir freylich mit allen den vielen vorgeschlagenen Mitteln; — aber ob eins von denselben das beste und passendste sey, und welches unter den vielen es sey, was einzig und vorzugsweise helfen kann und muss, das wissen wir immer nicht, — auch der Herr Professor weiss es nicht, sonst würde er bloss diess einzige, beste, passendste (und sonst keins) genannt haben. Wenn der therapeutische Professor so im Allgemeinen über Dinge, die niemand einsehen kann, recht künstlich verblühten Ausdrücke zusammen stellen und eine gelehrt aussehende Brüh über die selbst geformten Hypothesen gessen kann, — da sieht das Ding ordentlich wie was Rechtes aus; aber wenn er das nun anwenden soll zur Hülfe, — zum eigentlichen Zwecke der Heilkunst, — da lässt ihn der hochgelehrte, theoretische Apparat im Stiche — da wirft er blank empirisch, wie der unnachdenklichste, rohe Routinier, eine Menge Namen von Arzneyen hin — „da liess dir was aus!“ „Du kannst auch die Namen in einen Beutel thun, und beliebig einen oder mehrere herausgreifen.“ Hier! wo es an ein Helfen gehen soll, ist der stupideste Syncrotismus und Empirismus — und dort, wo das Theoretisiren waltet, da sind die sublimsten, mystischen und unverständlichsten Phrasen im Gange, so erhaben, als wenn ein göttlich inspirirtes Orakel aus der Dampföhle, unter dem Dreyfusse des delphischen Apollo hervortönte. Doch spare dir das ehrfurchtsvolle Grausen vor diesem magischen Gemurmel; — es sind leere Töne, die keinen Bezug haben auf leichte, gewisse, schnelle Rettung der Menschenbrüder aus Krankheitsqualen; — sie sind ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. \*\*\*

## X.

*Belehrung über das herrschende Fieber.*

(Num. 261. Allgem. Anzeiger d. Deutschen, d. 28. Sept. 1809.)

Dadurch, dass die Aerzte dieser Zeit das jetzt seit etwa einem Jahre in Deutschland, ja selbst im grössern Theile von Europa herrschende Fieber für ein gemeines kaltes, oder Wechselfieber sonst gewöhnlicher Art ansehen und als ein solches behandelten (jeder weiss mit wie wenig glücklichem Erfolge!) dadurch haben sie aufs neue einen grossen Beweis von der Mangelhaftigkeit der gewöhnlichen Arzneykunst, und ich möchte sagen von der Nullität derselben abgelegt.

Wenn ein Ding sich anders äussert als das andere, und abweichende Eigenschaften und Wirkungen an den Tag legt, wie wenig gehört da Unterscheidungskraft dazu, um es für ein Ding verschiedener Art anzusehen! Und wenn eine Krankheit in ihrem Gange, in ihren Zufällen und in allen ihren Accuserungen und Folgen sich ganz verschieden zeigt von einer andern schon bekannten; kann es da nicht schon der gemeine Menschenverstand einsehen, dass jenes eine andere, besondere, von der sonst bekannten ganz verschiedene Krankheit seyn müsse? Folglich auch ganz anders, ganz nach ihren besondern Eigenheiten ärztlich behandelt werden müsse.

Nicht so unsere liebe gewöhnliche Arzneykunde, deren Wahlspruch es scheint: es beym Alten zu lassen, sichs bequem zu machen, und sich das Nachdenken so viel möglich zu ersparen. Unsere gewöhnliche Arzneykunde, sage ich, ward geschwind damit fertig, dieses neue, besondere Fieber, mit einem Worte, für ein kaltes Fieber zu erklären, und (was hinderts?) darnach zu behandeln. Denn siehe! lieber Leser, die Arzneykunde hat nur ein einziges Wechselfieber, das sogenannte kalte, in ihren Büchern stehen: desshalb darf es in der Natur auch kein anderes typisches Fieber geben. *Quasi vero.*

Und so behandelt man denn auch das jetzt herrschende, verkannte Fieber nach dem bekannten Leisten, wie die sonst im Herbst in Sumpfgenden gewöhnlichen kalten Fieber — frischweg mit Brech- und Laxermitteln, mit Salmiak (Opium), Schafgarbe, Bitterklee, Tausendgüldenkraut und der als allmächtig unbedingt gepriesenen Chinarinde. Durch jene sollte die (eingebildete) Fiebermaterie theils aufgelöst, theils fortgeschafft, mit letzterer aber der Typus\*) ausgelöscht werden. Aber mit welchem Erfolge ward dieser (eigentlich für das gewöhnliche herbstliche Sumpfwchselfieber seit langer Zeit eingeführte) General-Operationsplan gegen das jetzt herrschende, verkannte Fieber angewendet? Ich berufe mich auf die Erfahrung aller Länder, wo es umhergieng, ob es nicht mit widrigem Erfolge geschah, ob nicht oft mehr Krankheit (Tod) und langwieriges Siechthum dadurch befördert ward, als ohne alle diese unpassenden Arzneyen geschehen wäre, und geschehen ist, wo arme Leute gar nichts hiervon brauchten!

Diese Dinge und besonders die Rinde, in Menge gegeben, unterdrückten wol, (wenn sie das Fieber nicht in ein acutes, schnelltödtendes umänderten) zuweilen die Paroxysmen auf kürzere oder längere Zeit — machten aber meistens nicht ge-

\*) Die Wiederkehr der Anfälle in bestimmten Zeiträumen.

sund; die Kranken waren dann gewöhnlich von andern Seiten kränker, bekamen an der Stelle der unterdrückten Paroxysmen sehr schmerzhaft Local-Krankheiten, oder siechten an Nervenbeschwerden und abzehrenden Uebeln dahin, die schlimmer waren als das typische Fieber selbst.

Diese gefährlichen Fehlritte rührten erstlich daher, dass man, wie gewöhnlich, die Krankheit nicht unterschied, nicht untersuchte, welche besondern, eigenthümlichen Zufälle diesem herrschenden Fieber vor allen übrigen Arten Wechselfieber eigen sind, wodurch es zu einer ganz eignen, besondern Krankheit wird, und zweytens, dass man für dieses eigne Fieber, die eigenthümlichen, specifisch passenden Heilmittel nicht aufzufinden wusste.

Kann man das aber eine Arzneykunst nennen, die für ihre zwey (inzig)en Geschäfte — die unterscheidende Beobachtung der Krankheiten und die Auffindung des passenden, specifischen Heilmittels — noch keinen Sinn hat?

In allgewöhnlichen Krankheiten, die (Gott sey gepriesen!) von selbst besser zu werden pflegen, kann die gewöhnliche Arzneypaxis ihre Unmacht und Schädlichkeit allenfalls noch verdecken — da kann sie, nach ihrer Sprache, auflösen, abführen, deprimiren, reizen und was sie nur sonst will, mit Mitteln, die ihr selbst die unbesonnenste Laune eingiebt —; es werden doch einige Leute dabey gesund, der Doctor mag auch so toll treiben, als er nur will. Gute Naturen siegen auch dann noch oft, (nicht selten durch Beyhülfe der Weggiessung widriger, angreifender Arzneymischungen) nicht nur über die Krankheit selbst, sondern auch über das neu hinzugekommene Uebel — über die blinde Behandlung der ungekannten Krankheit mit unpassenden, folglich schädlichen Mitteln — und aus der Zahl der Todten weis auch Niemand diejenigen herauszufinden, welche bey ursprünglich mittelmässiger Krankheit bloss der Hülfe der Kunst unterliegen mussten.

Aber die Krankheiten, die nicht bald von sich selbst vergehen, die sich nicht so gutwillig von der lieben Naturkraft besiegen lassen — dergleichen die jetzt herrschenden Fieber, — da wird es recht offenbar, dass die gewöhnliche Arzneykunde nicht viel anderes sey, als ein wissenschaftlich aufgestütztes Unding, und ein irreführendes Phantom, die Praxis selbst aber, mit wenigen Ausnahmen, ein nichtiges, schädliches Verfahren. Fast alle ihre Bemühungen verschlimmern dann bloss (wenn nicht durch einen zufällig und auf gut Glück beygemischten Zusatz zu den methodischen Arzneymischungen zuweilen das Gegenheil entsteht), oder erzeugen neue, oft nicht weniger, als die ursprüngliche Krankheit zu fürchtende Unterdrückung der Paroxysmen des jetzt herrschenden Fiebers ein anhaltend kränklicher, chronisch-fieberhafter Zustand, krampfhafter periodische Nervenbeschwerden, Enghrüstigkeiten, Gelenksteifigkeiten, Drüsenbullen, anhaltende oder periodische Blutergussungen, oder langwierige Monathzeit-Unterdrückungen, vorzüglich aber schmerzhaft Local-Krankheiten und sonst mancherley auszehrendes Siechthum erzeugt worden, was doch kein Vernünftiger eine Heilung nennen kann.

Ich werde die Eigenheiten dieses Fiebers anzugeben mich bemühen, wie sie sich noch nicht durch Arzneyen umgeändert darbiethen, und dann zeigen, welche Arzneyen hierauf passen, welche helfen und Gesundheit bringen. —

Die Verschiedenheit des Geschlechts, der Körperverfassung,

des Alters und der nächsten Veranlassung (ob ein Aergerniss, ein Gram, ein Schreck, eine Ueberladung in sinnlichen Genüssen, Strapazen u. s. w. das Fieber zuerst zum Ausbruche brachten) — auch wohl in etwas das Klima und die Witterung — machen zuweilen anfänglich einige Abweichung im Gange und in der Form dieses Fiebers. Doch ist folgendes der Hauptgang desselben. —

Oft mehrere Tage oder Wochen ist vor dem Ausbruche Abend-Kopfschmerz, bitterer Mund und Schwere der Füsse bemerkbar.

1) Im schlimmern Falle fängt das Fieber als ein anhaltendes (*continua*) an, und geht ohne einigen Nachlass in fast gleicher Stärke Tag und Nacht fort, gleichsam als ein einziger Paroxysmus und endigt sich bey unangemessener Behandlung den neunten, elften oder vierzehnten Tag mit dem Tode — oder es mindert sich (wozu es viel Neigung hat) zu einem anhaltend chronischen Zustande, wo dann gewisse Beschwerden zu der einen, oder zu einer andern Tageszeit stärker sind,

2) oder es zertheilet sich (entweder von selbst oder durch den Anfang zweckmässiger Hülfe) in dreytägig oder täglich wiederkehrende Anfälle. Die Nachlässe bilden aber in den meisten Fällen keine wahre Intermisssion, keinen völlig freyen Zustand, einige oder mehrere Beschwerden dauern, obwohl in minderm Grade fort, und die Fieber sind desshalb nur als nachlassende (remittirende) anzusehen, welches vorzüglich bey den schlimmern Statt findet, deren Paroxysmen sich unter 8, 12, 16 bis 24 Stunden nicht endigen.

(Nur die bey weitem kleinere Zahl dieser Fieber hat wahre Intermisssionen, aber demungeachtet gleiche Natur und verlangt gleiche Behandlungsart.)

Bey beiden Arten die oft in einander übergehen, ist der Schauder oder der Frost (welcher zuweilen in starkes Beben und Zähneklappen übergeht) nicht (wie etwa bey gewöhnlichen Wechselfiebern) mit wahrer äusserer Kälte verbunden, sondern es ist ein bloss inneres erschütterndes Gefühl von Kälte (innerer Frost), wobey der Kranke überall, am meisten an Händen und Füssen, heiss (in einigen Fällen nur natürlich warm) anzufühlen ist.

Diese Frostperiode fängt an mit Durst, Schwindel und einem ziehenden Reissen (mit Stichen vermischt) von den untern Füssen an aufwärts, welches, wenn es nach dem Gefühl der Kranken, in den Kopf gelangt, die Kopfhitze, den Kopfschmerz, die Uebelkeit u. s. w. erregt.

Bey der anhaltenden Art wechselt das Gefühl von fliegender Kopfhitze mit Schaudern fast ununterbrochen ab; oft sind beide zugleich da (Klage über „innern Frost und dass es ihnen zugleich so warm vor dem Kopfe werde, dass es ihnen so heiss nach dem Kopfe steige, wie Uebelkeit“). Dabey fühlen sich die Kranken immerdar am ganzen Körper heiss an, ohne dass sie es selbst wissen, dass sie heiss sind, im Gegentheil lassen sie stark einheizen und decken sich fest zu, und klagen bloss über die sogenannte fliegende, aufsteigende Kopfhitze.

In der chronischen Abart anhaltenden Fiebers sind die Schauder bey äusserer Hitze des Körpers und der Hände doch nicht selten mit wahrer Kälte der Füsse verbunden, dann klagen auch die Kranken, dass sie Abends nach dem Niederlegen im Bette sich nicht erwärmen können, dagegen früh bey dem Erwachen sich so heiss fühlen.

Ueberhaupt erneuern sich die Schauder bey der anhaltenden Art auf sehr geringe Veranlassungen, bey dem Aufstehen selbst bey dem Aufsitzen im Bette und bey der geringsten Bewegung, auch oft nach jedesmahligem Trinken selbst warmer Getränke.

Auch in den Paroxysmen der remittirenden Art ist die sogenannte Hitze nach des Kranken Empfindung meistens nur ein oft mit Brennen in den Augen und Gesichtsröthe verbundenes Gefühl von schnell nach dem Kopfe aufsteigender starker Wärme, (nur diese, nicht die Hitze des übrigen Körpers fühlen sie) zu der sich eine Reihe anderer Leiden der Sensibilität und Irritabilität gesellen, die zusammen die sogenannte Hitz-Periode ausmachen.

Die häufigste Beschwerde ist der Kopfschmerz, den sie meistens als einen reissenden, mit einzelnen Stichen vermischten, auch als einen zerreissenden Schmerz in der Hirnschale beschreiben, oft auch als ein Graben im Gehirne und, als ob es oben herauswolle, wobey nicht selten ein Pochen im Hinterkopfe entsteht, was ihnen alle Besinnung benehme oder Rucke im Kopfe nach hinten zu. Diesen Kopfschmerz haben sie selbst im Liegen, nur dass sich bey dem Aufrichten, ja schon bey Bewegungen des Kopfs, entweder die Stiche oder die Stösse (Rucke) im Kopfe unleidlich vermehren.

An der Stelle dieses Kopfschmerzes klagen Kranke von anderer Körper-Constitution, dass ihnen der Kopf so schwer, so dumm, so düselig, so unbesinnlich und trunken sey, dass ihnen alles verkehrt vorkomme, dass es im Gehirne zische und brause. Dieser Zustand geht in der Hitz-Periode oft in wahre Sinn- und Verstandlosigkeit über, die zuweilen viele Stunden anhält, auch wohl in hastigen Wahnsinn und Raserey ausartet.

Doch ein fast eben so gewöhnliches Symptom in der Hitz-Periode der Paroxysmen ist die Angst (gewöhnlich mit Herzklopfen und Stirnschweiss verbunden), welche oft zu der fürchterlichsten Höhe steigt, wobey die Kranken, wie sie sagen, weder aus noch ein und sich nicht zu lassen wissen, auch nicht selten in diesen schrecklichen Augenblicken sich das Leben, gewöhnlich durch Erdrosseln und Erhängen, nehmen.

In der anhaltenden Art dieser Fieber erneuert sich diese Angst gewöhnlich nach Mitternacht, besonders nach drey Uhr — wobey die Kranken durchaus nicht im Bette liegen bleiben können, sondern umher gehen müssen, bis sie ermattet niedersinken. Bey dieser Fiebergattung erneuert sich zugleich die Art von Schmerz, dem der Kranke am Tage unterworfen ist, bis zum Unerträglichen, es sey im Kopfe, in der Brust, in einer der Gliedmassen, in der Gebärmutter, in den Harnwegen u. s. w. Bey den mindern Graden dieser anhaltenden Fieber entstehen nach Mitternacht halb erinnerliche Phantasien, Delirien, Umherverfen des Körpers und der Glieder.

Das Gemüth unsrer Fieberkranken ist auch ausser den Anfällen von Herzensangst sehr afficirt. Sie sind schreckhaft und über Kleinigkeiten sehr ärgerlich, und je nachdem ihr Temperament ist, entweder schwermüthig und voll Furcht eines nahen Todes, oder unleidlich, ungeduldig und des Lebens überdrüssig, zuweilen bis zum Selbstmorde.

Ein drittes mit der sogenannten Hitze der Paroxysmen eintretendes Symptom ist Uebelkeit, eine Wechlichkeit, wie sonst bey enormen Schmerzen zu entstehen pflegt, welche oft in ein mehrstündiges Würgen und Erbrechen theils saurer, theils bitterer, theils wässriger Flüssigkeit auszuarten pflegt.

Bey der anhaltenden Art kömmt die Uebelkeit oft in Gesellschaft der Aengstlichkeit, des Schwindels, der Ohnmachten, des Zitterns. Auch wenn kein wahres Würgen vorhanden ist, so bleibt doch immer ein Gefühl im Magen des Kranken, als wenn er sich stets brechen könne.

Der Schwindel ist einer der häufigsten Zufälle dieses Fiebers. Er kömmt oft beym Antritt des Frostes, bey geringer Bewegung, und in Gesellschaft der Uebelkeit, des Ohrenbrausens, der Gesichts-erdunkelung und der Ohnmächtigkeit. Die Kranken glauben dabey, mehr seitwärts und vorwärts, als rückwärts zu fallen. In der chronischen anhaltenden Abart stellt sich der Schwindel vorzüglich früh ein.

Nicht weniger characteristic für diese Fieber und sehr häufig ist das Zittern, besonders der Gliedmassen, welches sich theils allein zeigt, theils mit der Aengstlichkeit, der Kopfhitze, den Anfällen von Ohnmacht und Schwindel oder auch der Brecherlichkeit gepaart zum Vorschein kömmt. Vorzüglich häufig zeigt sich das Zittern zu Anfang der sogenannten Hitze. In der chronischen anhaltenden Abart wird es zuweilen zum Haupt-Symptom und befällt dann nur einzelne Gliedmassen; ist auch wohl im Gegentheil bloss beym Niederlegen und nicht bey Bewegung vorhanden.

Mit klonischen Krämpfen und epileptischen Zuckungen fangen sich die Paroxysmen mehrerer Kinder an; seltener sind die bloss tonischen anhaltenden Krämpfungen der Gliedmassen derselben beym Antritt der Hitze.

Gewöhnlich erfolgt der Schweiss (welcher sauer oder herbäuerlich zu riechen pflegt) bey den Paroxysmen der remittirenden Art nicht wie bey dem herbstlichen Sumpfwechselsefieber während der Hitze, sondern sehr characteristic hinterdrein, oft erst einige, mehrere, ja viele Stunden darauf\*), oft auch nicht eher, als bis die Kranken von ihrem Lager aufstehen, oder sich bewegen, oder wenn sie einige Stunden nach der Hitze in Schlaf verfallen. Indess vergehen die schlimmsten Beschwerden der Anfälle, die Herzensangst, die Schmerzen des Kopfs und anderer Theile, die Schwere und Dummheit des Kopfs, die Verstandlosigkeit u. s. w. gewöhnlich dennoch nicht eher, als bis der Schweiss erfolgt; er zaudre nun so lange er wolle.\*\*). In der chronischen anhaltenden Abart dieser Fieber entsteht der Schweiss bey geringer Bewegung, selbst beym Essen, vorzüglich aber bey Erneuerung der Schmerzen, und wenn sie sich zum Schilafe niederlegen, sogleich nach dem Zudecken. Bey dem mindesten Schlummer sind die Meisten sogleich mit Schweiss bedeckt.

Bey der aus wiederkehrenden Anfällen bestehenden Art Fieber ist der Durst gleich vom Anfang des Paroxysmus an, selbst vor demselben, bis zu Ende zwar untilgbar, indessen trinken die Kranken, obgleich sehr oft, gleichwohl nur sehr wenig auf einmahl, weil ihnen jedes Getränk im Augenblicke des Genusses (widersteht) widerwärtig ist; oft erfolgt auch gleich nach dem Trinken theils Schauder, theils Brecherlichkeit und Würgen; doch auch bey den Nachlassen ist diese Art von Durst

\*) Gewöhnlich bleibt der Abgang des Urins eben so lange zurück,

\*\*) Es giebt einige solche Fieber, wo nach den Anfällen nie Schweiss erfolgt; bloss bey Aengstlichkeiten etwas am Kopfe; bey diesen ersetzen zuweilen klonische Krämpfe den Schweiss,

nicht selten. Zieht sich das Fieber in die Länge, so findet sich auch wohl gänzliche Durstlosigkeit, wiewohl nicht häufig.

Mit jener Weichlichkeit und würgenden Brecherlichkeit steht der Ekel vor allem Geniessbaren in Verbindung, am meisten vor Fleisch, Butter u. s. w. Selbst wenn bey in die Länge sich ziehenden Fiebern Speisen und Getränke erträglich zu schmecken anfangen, erfolgt nach dem Genusse dennoch Weichlichkeit und Brecherlichkeit — oder Beängstigung, wie von Kurzathmigkeit, dass man Thüren und Fenster aufmachen möchte. Bey der chronischen anhaltenden Art wechseln Perioden von Appetitlosigkeit und Heißshunger zuweilen mit einander ab.

Bey jedem Genusse scheint der Geschmackssinn wie erloschen; die Speisen schmecken selbst im Nachlasse nur wie Heu und Stroh, gleich nach dem Genusse aber füllt sich der ganze Mund mit galliger Bitterkeit an; wie nach dem Erbrechen durch eingenommene Brechmittel, und es entstehen Uebelkeiten oder bitteres oder sauer bitteres Aufstossen. Bey Anderen kömmt schon während des Essens, besonders des Brodes, Bitterkeit in den Mund. Seltener ist ununterbrochene Bitterkeit des Mundes, und dann wird sie dennoch bey und nach jedem Genusse beträchtlich erhöht. Beym Eintritt des Anfalls ist das bittere auch wohl bittersaure Aufstossen häufig.

Die gewöhnliche Empfindung im Munde ist Trockenheit des Schlundes mit Schleimempfindung auf der Zunge, nicht selten mit einer Empfindung von Rohheit im Schlunde gepaart. Oefter ist früh nach dem Erwachen der Geschmack im Munde bitter, selten wie faule Eyer.

Der Urin ist grösstentheils dunkel und grünlich braun.

Oft entstehen brennend jückende Ausschläge an einzelnen Theilen; zuweilen ein sehr oft ansetzender Husten.

Die Tagesschläfrigkeit ist bey der anhaltenden Art dieser Fieber gross. Selbst früh, bald nach dem Erwachen; auch sitzend und stehend zieht es ihnen oft die Augenlieder zu, oft mitten im Reden.

Sehr eigen ist allen Zuständen dieses Fiebers die Unerträglichkeit der Bewegung oder Muskelanstrengung. Gleich beym Eintritt des Anfalls scheinen ihnen die Glieder wie steif, wie gelähmt; sie müssen sich sogleich legen, und selbst liegend fühlen sie sich wie gelähmt. Stehen die Kranken während der Hitze auf, so erfolgt Schauder, nicht selten mit plötzlicher Erkältung der Hände und Füsse, es wird ihnen weichlich, schwarz vor den Augen; ohnmächtig. Auch ausser den Paroxysmen sind sie bey der mindesten Bewegung oft in wenigen Augenblicken ganz von Kräften, und, wie sie zu sagen pflegen, ganz hin. Zittern, Schwindel, Uebelkeit, Verdunkelung des Gesichts, Brausen vor den Ohren und Ohnmacht, diese unseren Fiebern so ganz eignen Zufälle erfolgen oft bey geringer Bewegung und die kraftvollsten Männer sinken oft zu Boden, ehe man sich's versieht. Auch in den Nachlassen und im chronischen anhaltenden Zustande können die Kranken selbst kurzdauerndes Stehen nicht vertragen; Verdunkelung des Gesichts und Schwindel, Kurzathmigkeit, auch wohl Ohnmacht ist der Erfolg. Alle ihnen gewöhnliche Schmerzen erneuern und erhöhen sich vorzüglich bey Bewegung des Körpers oder einzelner Glieder. Beym Auftreten schütterts in Kopf, oder es fahren Stiche durch denselben.

Alle Beschwerden mindern sich durch Liegen.

Doch noch nachtheiliger ist ihnen bey jedem Zustande dieses Fiebers die Bewegung in freyer Luft; sie benimmt ihnen die Kräfte plötzlich, macht ihnen entweder Schauer und Frost (nachgehends Schweiss), oder Engbrüstigkeit, oder Ziehen in den Gliedern, oder erhöhte reissend stechende Kopfschmerzen; indessen mindert sie ihnen die Düseligkeit, Wüsthheit und Trunkenheit im Kopfe, welche jedoch bey dem Wiedereintritt in die Stube bald wieder kömmt. Eine Art drückender Schmerzen in der Brust oder vielmehr in der Herzgrube mit Gefühl von Erstickung sind ein nicht seltenes Symptom zu Anfange und während der Hitze; oft gesellen sie sich zu der Herzensangst. Schmerz, wie Kohheit, in der Brust kömmt ebenfalls nicht gar selten vor, und eben so oft ziehender Schmerz im Rücken, wie von Verheben.

Dieses Fieber scheint zuweilen von selbst, öfter jedoch, durch die bey dieser Krankheit unpassenden Arzneyen, besonders durch die Chinarinde dazu gezwungen, plötzlich aufzuhören; aber dagegen treten zu gleicher Zeit vicarirende Uebel, periodische Nervenbeschwerden, Unterdrückung der Monatszeit, oder periodischer, höchst schmerzhafter Verlust generirten Bluts und Schleims aus der Bärmutter oder den Harnwegen oder dem After und andere unerträglich schmerzhaftes Localübel, auch wohl Geistesverirrungen, ein. Zum Erweise ihrer ursprünglichen Quelle, und dass sie bloss Ausartungen und Verlarvungen dieses Fiebers sind, bleiben noch mehrere der genannten, diesem Fieber charakteristisch eignen Beschwerden dabei übrig, und die vicarirenden Uebel selbst verschlimmern sich auch zu gewissen Tageszeiten. Die Verschlimmerungen halten gemeinlich die Zeit von Nachmittags 4 Uhr, bis 3, 4 nach Mitternacht. Die andern 12 Stunden sind dann immer viel leidlicher.

Auch gegen diese vicarirenden Uebel (verlarvtes Fieber) helfen bloss die Arzneyen, die das ursprüngliche Fieber zu heilen im Stande sind.

Nichts kann helfen und Gesundheit bringen, als die für dieses Fieber speciell passenden (specifischen) Arzneyen, das ist, solche, welche ähnliche Zufälle im gesunden menschlichen Körper zu erregen im Stande sind.

Man schlage in Hahnemann's *Fragmenta de viribus medicamentorum potitivis* nach, welche Arzneey folgende, diesem Fieber eigne Zufälle für sich erregt: *rigiditas artuum — juncturarum mobilitas diminuta — torpor omnium membrorum — instabilitas, infirmitas pedum, genuum — lassitudo ingens — tremor — tremor pedis alterutrius et genuum — lapsus virium subitus — syncope — gravitas capitis ebriosa, vertiginosa — ebriosa capitis obtenebratio — vertigo cum scotomia — nisus in decubitus — impotentia caput erigendi, in dorso reclinati ob vertiginem et scotomiam — respiratio extra lectum angusta, difficilis; in lecto justa — dolor pectoris respirationem suffocans — anxietas ingens — palpitatio — anxietas autochiriac cupida — mortis timor — mortem instare putat — anxietas diaphoresin gignens ad minimum frontis — post anxietatem nausea — vomituritio — deliquescencia cordis (Weichlichkeit, Wablichkeit, Flaueheit) — horripilatio primo, tum calor angorem creans — horrescentia — genae calidae cum horrore interno — faciei caloris sensus cum horrore corporis caeteri — calor internus capitis cum frigore corporis — aridor in oculis sine inflammatione*

*— calor cum lecti appetentia — dilacerans capitis dolor eundo auctus — pulsationes vel ictus aliqui in capite — aëro libero auctus capitis dolor et crurum lassitudo — anorexia cibi — anorexia maxime panis — regurgitatio amari et acidi saporis — impatientia parvorum malorum — pavor — phantasiae delirae terribiles — eruptio miliaris ardentis pruriens — ardens pruritus per totum corpus.*

Der Samen, welcher die Symptomen zu erregen fähig ist, ist dann auch unter allen bekannten vegetabilischen Arzneyen die einzige, welche einen grossen Theil dieser herrschenden Fieber binnen kurzer Zeit zu heilen, das ist in Gesundheit zu verwandeln vermag\*), doch nur so, dass man Anfangs etwa alle 4, nachgehends nur alle 6, 8 Tage eine sehr kleine Gabe davon reicht. Das mindeste Stäubchen davon in Pulver oder von einer Auflösung; deren jeder Tropfen ein Trilliontel eines Grans dieses Samens enthält, nur sehr wenig, — nur etwas wenig von einem Tropfen, ist auf die Gabe völlig hinreichend und der Absicht angemessen; versteht sich, wenn keine andere Arzneey dazwischen gebraucht wird, weder innerlich noch äusserlich.

Indessen wird man in der aufgezählten Reihe der Symptomen unsrer Fieber einige bemerken, die in dieser Pflanze nicht vollständig enthalten sind, folglich nicht vollständig von ihr gedeckt werden können. Und diess betrifft vorzüglich die schlimmste Art dieses Fiebers.

Dagegen giebt es ein Mineral, welches unter seinen ungemeynen Wirkungen auf den menschlichen Körper auch jene Symptome, woraus unser Fieber besteht, in noch weit vollständigerem Grade zu erregen, sie folglich auch mit noch grösserer Gewissheit und Vollständigkeit zu heilen fähig ist, vorzüglich diejenigen Arten, wo auf jedes Wirken unmittelbar Schauer, oder Brecherlichkeit, oder bitterer Geschmack erfolgt, wo der Geschmack an Speisen und Getränken erloschen, aber doch für beständig kein unrechter oder bitterer Geschmack im Munde herrscht, und wo nur während des Essens oder gleich nachher auf kurze Zeit Bitterkeit in den Mund kömmt; wo Schwindel, Uebelkeit, Zittern und schnelles Sinken der Kräfte auf den höchsten Grad steigt, wo sehr oft und nur sehr wenig auf einmahl getrunken wird, wo der Schweiss erst einige Zeit nach der Hitze oder gar nicht erfolgt, wo Lähmungen der irritablen oder sensibeln Faser herrschen und Schmerzen von unerträglich Art sich zur Herzensangst gesellen: denn alle diese Zufälle sind in der Wirkungskraft dieses Minerals enthalten, es kann sie daher auch, wo es sich findet, heilen, es kann den grössten und schlimmsten Theil unserer Fieber schnell, leicht und mit der grössten Sicherheit heilen.

Doch; was sage ich? Ist dieses Mineral nicht fast unwiderrufflich von der Arzneykunde geächtet worden? Kümmerst diess aber den freyen Wahrheitsforscher, der im ganzen Reiche der Natur bloss die geöffnete Hand der Vaterliebe Gottes erblickt voll Segnungen? — Nichts ist unbedingt verwerflich, alles ist Wohlthat Gottes, und unter den Wohlthaten Gottes sind die grössten gerade die, welche in der Hand des Thoren ver-

\*) Vorzüglich dann, wenn das Sinken der Kräfte nicht so auffallend ist, die Speisen natürlich schmecken, und nur immerwährend eine Bitterkeit im Munde vorhanden ist.

derblich für die Welt werden; nur für den Weisen wurden sie erschaffen; der allein fähig ist, sie zum Heile und zum Segen der Menschheit und zur Ehre des guten Gottes anzuwenden. Was können auch die hochkräftigen Arzneysubstanzen dafür, dass ihre Gaben nach unsern plumpen Arzneygewichten zu Quentchen, Scrupeln und Granen abgewogen, noch viel zu gross sind zum heilsamen Gebrauche? so dass sie der gewöhnliche Quenten-Scrupel- und Gran-Arzt ihrer ungeheuern Hochkräftigkeit wegen fast ganz unangewendet lassen muss, weil das Feinste, was der Kurzsichtige ins Auge zu fassen sich getraut, sich nicht unter das nürnbergische Medicinalgewicht versteigt.

Wenn man aber nun einen Zehntelgran dieses Minerals noch oft gefährlich, das heisst mit andern Worten, allzukräftig, fand, was hinderte die Aerzte, wenn sie nur ein wenig hätten nachdenken wollen, zu versuchen, ob ein Tausendtel, ein Milliontel eines Grans oder noch weniger eine mässige Gabe werde, und wenn auch ein so kleiner Granbruch als eine noch allzu plumpe Gabe dieses hochkräftigsten aller Heilmittel wäre erfinden worden (wie sie es denn auch ist), was hinderte sie, den Bruch noch viel weiter zu mindern, bis sie gesehen hätten, dass ein Sextilliontel eines Grans in Auflösung\*) zu einer milden und dennoch völlig hinreichend kräftigen (in unserm Falle specifisch heilsamen) Gabe werde — alle 5 bis 10 Tage einmahl gereicht? — versteht sich auch hier, ganz allein und ohne Zwischengebrauch irgend eines andern Arzneymittels, angewendet.

Der Kampher schafft im Nothfalle bey den unbändigen Schweissen der schlimmsten Art Fieber, und in der anhaltenden Sinnlosigkeit eine schnelle Hülfe, aber nur palliativ; er kann ohne Nachtheil nicht fortgesetzt, nicht als permanentes Heilmittel gebraucht werden. Die übertriebenen Schweisse, die er hier plötzlich mindert, kann er selbst im gesunden Körper erregen, aber nur in seiner Nachwirkung; daher das bloss Palliative seiner Hülfe hier.

## XI.

### E r i n n e r u n g.

(Num. 249. Allgem. Anzeiger der Deutschen, d. 15. Septbr. 1812.)

Seit einigen Jahren haben Aerzte in öffentlichen Blättern den entfernten venerischen Kranken das schwarze Quecksilber-Oxyd (*Mercurius solubilis Hahnemanni*) zum Kaufe angeboten, damit letztere sich selbst heilen sollten. So löblich es aber auch auf der einen Seite ist, dass sie hierdurch die Vorzüglichkeit dieses Präparats vor allen übrigen anerkennen, so kann ich doch nicht umhin, ein solches Verfahren zu missbilligen. Denn wie sollen die Kranken sich selbst damit heilen in einer Krankheit, die oft so schwierig zu heben ist, dass viele Aerzte daran scheitern? Wie sollen die Kranken nach ihrer oft sehr verschiedenen Körperbeschaffenheit und der Eigenheit ihres jedesmahligen Uebels das Mittel in schicklicher Gabe, in gehöriger Aufeinanderfolge und bis zu dem nöthigen

\*) Also eine (der Aufbewahrung wegen etwas geistige) Auflösung, welche in jedem Tropfen einen Granbruch dieses Minerals enthält, dessen Nenner aus 37 Ziffern besteht. Hiervon ein Tropfen zur Gabe, oder, noch besser, nur etwas weniges von einem solchen Tropfen.

Puncto anwenden, überhaupt aber, so wie es die bey der Cur vorfallenden Umstände es besonders verlangen?

Wie sollten sie wissen, wo zur rechten Zeit mit der Arzney auszusetzen, wo die Gaben nach Beschaffenheit der Zufälle zu erhöhen, zu erniedrigen, zu beschleunigen, oder seltener zu geben wären, oder wodurch den sich inzwischen ereignenden Beschwerden abzuhelfen sey durch Mittel, die sie nicht haben, die sie nicht kennen?

Und da das Hauptstück einer solchen Cur auf der möglichst beschwerdlosen und der möglichst schnellen\*) Erhöhung derselben bis zu dem Puncte besteht, wo alle Zeichen die vollkommene Austilgung des Miasma (durch acutes Mercurialfieber) beweisen; — wie sollen sie diess an sich selbst wahrnehmen, wie sich selbst zu dieser heroischen Selbstbehandlung heraufstimmen können?

Sind, wenn sie diesen bestimmten Punct verfehlen, nicht alle überstandene Beschwerden vergeblich überstanden worden? Oder wenn sie diesen Punct überschreiten, sind dann die Leiden, die sie sich durch diesen Missbrauch des Quecksilbers zuziehen, nicht oft unersetzlicher Schaden?

Wie können die Kranken, denen man die Arzney zum Selbstgebrauche in die Hände giebt, unterscheiden, ob die vorhandenen Uebel noch echt venerisch, oder nicht vielmehr schon Folgen vom Quecksilbermissbrauche sind? — wo dann jede fernere Anwendung dieses am unrichtigen Orte so furchtbaren Metalls höchst nachtheilig werden muss!

Wie ungleich besser würden dagegen diese Aerzte gehandelt haben, wenn sie sich erbothen hätten, mit dem besten Quecksilber-Präparate in der Hand, und mit den nöthigen Kenntnissen ausgerüstet, den Kranken persönlich beyzustehen! Dann würden sie sich um die leidende Menschheit verdient gemacht haben.

Der Arzt muss bey einer solchen Cur beständig um seine Kranken seyn, um täglich oft auch stündlich thun und anordnen zu können, was die mit Augen gesehenen Umstände mit sich bringen, damit er den Kranken durch eine schnelle, möglichst erleichterte und vollständige Cur mit überzeugender Gewissheit zur dauerhaften Genesung bringe.

Leipzig.

D. Samuel Hahnemann.

## XII.

### Heilart des jetzt herrschenden Nerven- oder Spitalfiebers\*).

(Num. 6. Allgem. Anzeiger d. Deutschen, d. 8. Januar 1814.)

Da alle gewöhnliche Heilarten mit Brechmitteln, Blutabzapfen, Blasenziehen, ossigsurem Ammoniak, Hollunderblüthen-

\*) Je langsamer auch das beste Quecksilber-Präparat in dieser Krankheit gebraucht wird, desto weniger tilgt es das Uebel aus, und desto mehr schadet es durch Erregung schleichender Quecksilberkrankheit, die oft zehnmal schlimmer ist in ihren Folgen, als das venerische Uebel selbst.

\*) Da der Verfasser dieses Aufsatzes sich nicht unterzeichnet hat, so halte ich die Beyfügung der Bemerkung für nöthig, dass er ein eben so wahrheitsliebender Mann, als ausgezeichnet und glücklicher Arzt ist, dem es bey Anwendung dieses Heilverfahrens gelungen ist, während der grässlichsten Epidemie alle seine Nervenfieberkranken, eine einzige Frau ausgenommen, die ohne Abwartung und Aufsicht war, bald wieder herzustellen.

D. Fed.

thee, Wachholdermuss, kalten und warmen Bädern, Naphtha, Moschus, Opium, Kampher und Chinarrinde in dieser Krankheit so viel schadeten und selbst die etwas mehr passenden Arzneyen, Chamillen, Serpentarie, Baldrian und Kochsalzsäure nur leidige Tröster waren, so trage ich eine hülfreiche Heilart vor, aus reiner Menschenliebe, um vielleicht dem Tode in dieser Seuche noch die übrigen Opfer zu entziehen, wenn nicht gewöhnliche Vorurtheile es hindern, sie anzuwenden.

Dieses Fieber hat zwey Hauptstadien, Im ersten Zeitraume (welcher desto kürzer ist, je schlimmer die Krankheit werden will) ist volles, nur allzu erhöhtes Gefühl der hier gewöhnlichen Schmerzen, mit unleidlichem Gemüthe, Hitzgefühl im Körper und vorzüglich im Kopfe, unablässigen Durst erregendes Trockenheitsgefühl oder wahre Trockenheit im Munde, Zerschlagenheit der Glieder, Unruhe u. s. w. vorhanden; im zweyten Zeitraume aber, dem des Deliriums (einer Metastase des ganzen Uebels auf die Geistes - Organe) werden alle diese Beschwerden nicht geklagt — der Kranke ist heiss, ohne zu trinken zu verlangen, er weiss nicht, ob er Diess oder Jenes zu sich nehmen will, er kennt die Anverwandten nicht, oder er misshandelt sie, er antwortet verkehrt, redet mit offenen Augen irre, begehrt thörichte Handlungen, will davon laufen, schreyt laut oder winselt, ohne zu sagen, warum, röchelt, verzerrt das Gesicht, verdreht die Augen, spielt mit den Händen, gehedet sich wie ein Wahnsinniger, lässt die Excremente unwissend von sich u. s. w.

Im ersten Zeitraume der Schmerzen und der Besinnlichkeit helfen zwey Gewächse und heben gewöhnlich die Krankheit in ihrer Entstehung ganz — die Zaunrebe (*Bryonia alba*) und der Gift-Sumach (*Rhus toxicodendron*).

Man nimmt ein Quentchen der gepülverten Wurzel der Zaunrebe, schüttelt sie mit zehu Quentchen Weingeist unter einander und lässt die Kraft binnen sechs Stunden ausziehen. Indess werden zwölf Fläschchen, jedes mit sechs Quentchen des stärksten reinen Weingeistes so angefüllt, dass noch einiger Raum darin bleibt, und mit Numern bezeichnet. In das erste dieser Fläschchen, mit Nr. 1 bezeichnet, tropft man einen einzigen Tropfen jener, aus der Zaunrebenwurzel entstandenen Tinctur, und schüttelt es drey Minuten lang stark um, tropft dann aus diesem Fläschchen Nr. 1, einen einzigen Tropfen in das Fläschchen Nr. 2, schüttelt dieses eben so lange stark um, tropft dann wieder aus diesem einen einzigen Tropfen in das Fläschchen Nr. 3, und führt so ferner fort, bis jedes Fläschchen einen Tropfen aus dem vorhergehenden empfangen hat, folglich das Fläschchen Nr. 12 mit einem Tropfen aus Nr. 11 angeschwängert, und hierauf, wie alle vorigen, drey Minuten stark umgeschüttelt worden ist.

Dieses letzte Fläschchen Nr. 12 ist es, was Bryonien-Tinctur in gehöriger Verdünnung enthält und im ersten Zeitraume der Krankheit mit Erfolg gebraucht wird.

Klagt nämlich der Kranke, ausser der Düsternheit, über stechende (oder zuckend reissende) Schmerzen im Kopfe, in dem Halse, der Brust, dem Unterleibe u. s. w., die vorzüglich bey Bewegung des Theiles empfindlich sind — ausser den übrigen Beschwerden, den Blutflüssen, dem Erbrechen, der Hitze, dem Durste, der Nachtmruhe u. s. w., so giebt man ihm aus dem Fläschchen Nr. 12 einen einzigen Tropfen auf Zucker, am liebsten früh, weil sich gegen die Nacht

das Fieber zu erhöhen pflegt. Binnen Tag und Nacht zeigt sich Besserung, und so lange die Besserung davon fortschreitet, giebt man ihm keine andere Arzney, auch dieselbe nicht wieder: denn keine von den hier empfohlenen Arzneyen kann mehr als ein einziges mahl (zu einem Tropfen) gebraucht werden — selten zum zweyten mahle mit Erfolg.

In dieser Zwischenzeit, bis das zweyte Medicament gereicht wird, kann man den Kranken zur Stillung seines Verlangens nach Arzney und Beruhigung seines Gemüths etwas Unschuldiges z. B. täglich etliche Theelöffel voll Himbeersaft, oder etliche Pulver Milchzucker einnehmen lassen.

Lässt nun die Besserung von der einzigen Gabe Bryonienarzney nach Verfluss von zwey, drey oder vier Tagen nach, das ist, klagt der Kranke dann über stechende Schmerzen dieses oder jenes Theiles, während dass dieser Theil unbewegt in Ruhe liegt, und ist Hinfälligkeit und Appetitlosigkeit grösser, findet sich angreifender Husten oder eine solche Schwäche einzelner Theile ein, die sich der Lähmung nähert: so giebt man ihm einen einzigen Tropfen eben so stark verdünnte Giftsumach-Tinctur ein auf ähnliche Art zubereitet — so dass von der aus einem Quentchen der gepülverten Blätter dieses Krautes mit zehu Quentchen Weingeist ausgezogenen Tinctur Ein Tropfen zu einem Fläschchen mit sechs Quentchen des stärksten Weingeistes mittelst starkem Schütteln gemischt und aus diesem Einen Tropfen in ein zweytes Fläschchen gethan wird, bis das letzte der zwölf Fläschchen seine Anschwängerung durch einen Tropfen aus Nr. 11 erhalten hat und wie alle vorhergehende Numern stark umgeschüttelt worden ist; gerade wie bey Bereitung der verdünnten Bryonien-Tinctur zu Werke gegangen ward.

Von einer solchen hochverdünnten Giftsumach-Tinctur giebt man, sage ich, in letzt erwähntem Falle, oder wenn die gedachten Beschwerden gleich Anfangs auf diese Art erscheinen, gleich Anfangs aus dem Fläschchen Nr. 12 einen einzigen Tropfen auf Zucker ein, und keinen weiter, auch sonst keine andere Arzney, so lange die Besserung offenbar ist und fort-dauert, ausser (in diesen freyen Tagen) etwas von obgedachten unschuldigen Dingen.

Beide Arzneyen kann man in einer geringern Verdünnung, oder in grösserer Gabe nicht brauchen; sie sind zu stark.

Hausmittel irgend einer Art, Riechwasser, purer Wein, Kräuterthee, Clystire, Umschläge oder dergleichen dürfen eben so wenig, als andere Arzneyen dazwischen gebraucht werden, wenn die Cur gelingen soll. Man deckt den Kranken nur so zu, wie warm oder leicht ers haben will, und giebt ihm zu trinken oder zu essen, was er selbst verlangt; er verlangt nie, was ihm nicht dienlich ist.

Gewöhnlich wird durch einen einzigen Tropfen des zweyten oder des ersten Arzneymittels (je nachdem dieses oder jenes angezeigt ist) die ganze Krankheit gehoben, ohne Zuthun einer andren. Doch passt Giftsumach öfter als die Zaunrebe, und kann daher öfter zuerst und allein gebraucht werden.

Sollte aber die Krankheit dennoch in das obbeschriebene zweyte Stadium des Deliriums und Wahnsinns übergehen, so erfüllt Bilsenkraut (*Hyosciamus niger*) die ganze Absicht,

Es wird nämlich eine Tinctur aus den Blättern dieses Krautes (die Extracte davon sind gewöhnlich von unbestimmlicher

Stärke, oder unkräftig) bereitet und ebenfalls, doch nur durch acht Fläschchen Weingeist hindurch, auf oben angegebene Art verdünnt, so dass nur von dem letzten Fläschchen Nr. 8 ein einziger Tropfen auf Zucker eingegeben wird, und die folgenden Tage der Besserung nur jene unschuldigen Zwischendinge statt Arznei gebraucht werden, da dann Vernunft, Kräfte, Ruhe, Appetit u. s. w. vollständig wiederzukehren pflegen, wenn sie auch schon fast gänzlich verloren und der Kranke unvermeidlich ein Raub des Todes zu seyn schien.

Oefter als ein einziges mahl wird auch dieses Arzneymittel nicht gegeben; ein einziger Tropfen der so verdünnten Tinctur reicht fast stets zu.

Weder gegen örtliche Entzündungen oder Geschwülste, noch auch gegen Ausschläge, Zuckungen, langwierige Leibesverstopfung, Durchfall, Appetitlosigkeit, Erbrechen, Blutflüsse oder Husten in dieser Krankheit wird etwas Besonders verordnet. Diese Zufälle, aus der Hauptkrankheit entsprungen, vergehen auch mit ihr, zu gleicher Zeit, durch dieselben hier verordneten Mittel.

Doch tritt zuweilen noch ein dritter Zustand ein, eine Trägheit des innern Gemeingefühls, eine Art halber Lähmung der Geistesorgane. Der Kranke liegt träge da, ohne zu schlafen, ohne zu reden; er antwortet kaum, wenn man ihn auch noch so sehr dazu auffordert, er scheint zu hören, ohne es zu verstehen, oder es auf sich Eindruck machen zu lassen (seine wenigen Worte sind leise, aber nicht irre); er scheint fast Nichts zu fühlen, und fast unbeweglich, und doch nicht ganz gelähmt zu seyn.

Hier hilft eine Arznei, die ehemals in grossen Gaben zu unbestimmten Zwecken gebraucht ward; ich meine den veräussten Salpétegeist. Er muss so alt, das ist, so völlig versüsst seyn, dass er den Korkstöpsel nicht mehr röthet. (Dann enthält er in concreter Form, oxygenirten Stickstoff, von dessen Kraft Beddö's Versuche wichtige Winke geben.)

Hervon wird alle Tage ein Tropfen unter eine Unze Wasser geschüttelt, theelöffelweise eingegeben und jedesmahl in 24 Stunden verbraucht. In einigen Tagen ist dieser Zustand in Gesundheit und Munterkeit übergegangen.

— 1 — n.

### XIII.

*Etwas über die Heilung des vom October 1813 bis April 1814 epidemischen (sogenannten) Nerven- oder Hospital-Fiebers.*

Ein Beytrag zu den Verhandlungen darüber in Nr. 6, 28, 29, 37. 9r. 112 und 126 des allgem. Anz. d. Deutsch. 1814 von Dr. J. Ernst Stapf, in Naumburg a. d. Saale.

(Num. 9. Allgem. Anzeiger d. Deutschen, d. 10. Januar 1815.)

Es ist erfreulich für den Freund der Wahrheit und ein gutes Zeugnis für die Vortrefflichkeit des in Frage stehenden Gegenstandes, wenn, wie es in den, in obigen Numern enthaltenen Aufsätzen geschehen ist, unbefangene, partey- und vorurtheillose Männer günstig über ihn, welcher so manchen Missdeutungen ausgesetzt ist, urtheilen, ihn seinen innern Werth ahnend, der ei-

gensten Beachtung werth halten, ihre eigenen, überaus günstigen Erfahrungen darüber offen mittheilen, und zur ernstlichsten Prüfung, oder vielmehr Würdigung desselben, auffordern; ich meine die in Nr. 6 beschriebene Heilart des vor kurzer Zeit herrschenden Fiebers, nach den ewig wahren Gesetzen der homöopathischen Heillehre.

Es macht mir Freude, da mehrere der angeführten Aufsätze gleichsam Aufforderungen zum freyen Bekenntnis der Wahrheit enthalten, Einiges, wiewohl freylich durch den engen Raum und den Zweck dieser Blätter sehr beschränkt und fragmentarisch, über diese Heilart, zu deren eifrigsten Bekenner und Ausüben mich die feste, durch Vernunft und Erfahrung erlangte Ueberzeugung von ihrer innern Wahrheit gemacht hat, vorzüglich in Beziehung auf die Heilung dieser eigen gearteten Krankheit zu sagen, und dem einsichtsvollen Leser eine scharfsinnige Vergleichung derselben mit dem übrigen gangbaren Heilverfahren zu überlassen.

Unter den vielen, in ihrer Würdigkeit sehr verschiedenen Aufsätzen, welche in Hinsicht der Heilung dieser Krankheit in diesen Blättern erschienen sind, zeichnet sich ein in Nr. 6 enthaltener wesentlich aus, und zwar erstlich durch die seltene Genauigkeit, Treue und Klarheit, womit der ungenannte Verfasser diese Krankheit in ihren verschiedenen Stufen beschreibt; zweytens, durch die sie heilenden Mittel; drittens, durch die Art, dieselben anzuwenden, und viertens, durch die gänzliche Abwesenheit alles Schwankenden, aller gewagten Voraussetzungen, Vermuthungen und wie alle Kakadämonen der wahren Heilkunst heissen mögen. Was damals aus guten, die Schwäche und das Vorurtheil schonenden Ursachen, namenlos geschrieben wurde, und bloss durch seinen Inhalt, der unbefangene Leser so mächtig ansprechen musste, und, — Gott sey Dank! — auch angesprochen und viele derselben zum Preis der Wahrheit, auf den rechten Weg geleitet hat, wirken sollte, kann keine schönere Krone erhalten, als durch den wahren Name seines Verfassers, den zu nennen ich die Erlaubnis habe, des grossen Stiffters der homöopathischen Lehre, des Doctor Samuel Hahnemann in Leipzig.

Aber wie in aller Welt gerieth denn der Mann auf den Einfall, in dieser Nervenkrankheit diese fast obsoleten Mittel, und gerade so, in dieser ganz ungewöhnlichen Form, anzuwenden? — so hör' ich manchen fragen. Ja freylich, ein Einfall war es nicht, wodurch sie von ihm gefunden wurden; eben so wenig als eine höhere Eingebung oder Ahnung, (wie man das Wählen eines Arzneymittels oft recht vornehm, aber sehr wahr, zu nennen pflegt,) — aber man höre, wie vernünftig das zugegangen, und freue sich, dass endlich einmahl die edle Heilkunst von dem so alten, als gerechten Vorwurf einer Vermuthungskunst, wie sie schon Jul. Corn. Celsus und viele andere heile Köpfe genannt haben, befreyet ist.

Es ist ein Hauptgesetz der homöopathischen Kunst, nur das, durch die schärfste und treueste Beobachtung an jeder gegebenen Krankheit, (individueller Krankheitsfall) Wahrnehmbare (die Symptome) zu beachten, hieraus ein treues, lebendiges Bild derselben zusammen zu setzen, und dasselbe vor jeder Verunreinigung durch Voraussetzungen, Vermuthungen, Lieblingsansichten, Eintheilen in Geschlecht und Classe, und Nennung — sey alles diess auch noch so lockend und gelehrt klin-

gend, — als vor Dingen, welche das Heilgeschäft durchaus stören, streng zu bewahren.

Ein zweytes Hauptgesetz besteht darin, die Arzneyen nur nach den, ihnen wahrhaft inwohnenden, nicht erdichteten Kräften, welche sich dann in ihrer reinen, wahren Gestalt offenbaren, wenn sie in kleinen Gaben auf den möglichst gesunden menschlichen Körper wirken, wo sie dann eine bedeutende Reiche eigener, jede von der andren specifisch abweichende und individuell verschiedene Erscheinungen (Arzneykrankeheit) hervorbringen, kennen zu lernen. Durch genaue, unermüdet fortgesetzte, oft wiederholte, von allen Vorurtheilen und Vermuthungen freye Beobachtung dieser Arzneykkräfte, wie sie sich am gesunden Menschen äussern, erlangen wir eine richtige Kenntniss ihrer Heilkräfte, begründen wir einen Codex der Natur, eine reine Arzneimittellehre, frey von allen Inconsequenzen, schwankenden Lobsprüchen, Täuschungen u. s. w. So im unschätzbaren Besitz einer bedeutenden Zahl nach ihren wahren Heilkräften gekannter Arzneystoffe, bedarf es bloss der genauen Erforschung des jedesmahligen individuellen Krankheitsfalles, um nach dem dritten Hauptgesetz der Homöopathie: „Wähle, um schnell, sanft und dauerhaft zu heilen, in jedem Krankheitsfalle eine Arzneey, welche ein sehr ähnliches Leiden (*ὁμοίον πάθος*) für sich (im gesunden Menschen) erregen kann, als es heilen soll.“ (*Similia similibus curentur*) das jedesmahl genau passende, gewiss hilfreiche Mittel zu finden. Die unumstössliche Wahrheit dieses Grundsatzes, den man bisher bloss unbewusst bisweilen befolgte, wenn irgend eine grosse, namentlich chronische Krankheit schnell und dauerhaft geheilt wurde, bestätigen die tausendfachen glücklichen Erfahrungen, welche von allen, welche die Regel treu befolgten, gemacht worden, eben so sehr, als die zahllosen Unglücklichen, welche das Befolgen des Gegentheils (*Contraria contrariis curentur*) unfehlbar nach sich zog: — so wie das Laster in seinen Folgen der glänzendste Triumph der Tugend ist.

Da es ferner unbezweifelt ist, dass die gütige Hand des Schöpfers die verschiedenen Arzneystoffe (ihre Zahl ist fast unendlich) mit so vielfachen, lange ausdauernden Kräften ausgerüstet hat, die wir uns treu und kindlich zu erkennen bestreben und sie nicht bey leeren Phantasien übersehen sollten, um sie zu grossen Heilzwecken zu benutzen; so ist es leicht einzusehen, wie sehr es oft der Fall seyn könne, dass Ein Mittel und Eine Gabe desselben, genau nach den Gesetzen der Homöopathie für den gegebenen Krankheitsfall, in seiner ganzen Ausdehnung, nicht nach einzelnen Symptomen (wie die sogenannten Symptomatiker) gewählt, hinreicht, die ganze oft sehr grosse und langwierige Krankheit schnell, sanft und dauerhaft zu zerstören. Daher ist es unzweckmässig, mehrere Mittel unter einander zu mischen, und so, theils neue Producte, deren Kräfte wir gar nicht kennen hervorzubringen, theils jedes durch das andere zu modificiren und zu verändern; ein Umstand, der schon oft belächelt worden ist. — So hat es ferner die Erfahrung gelehrt, dass sich die Empfindlichkeit des kranken Organismus gegen das für ihn specifisch passende, homöopathisch gewählte Heilmittel fast ins Unendliche erhöht, und daher nur eine unendlich kleine Gabe des wahrhaft heilsamen Mittels nöthig ist, um ihn hinreichend zu afficiren, und die vorhandene Krankheit durch Kraftähnlichkeit schnell und gründlich

zu vertilgen. Warum nun eine grössere Gabe des Mittels geben, als nöthig ist? Nein, es ist diess nicht allein unnöthig, sondern auch schädlich, indem sich ein Versehen dieser Art jeder Zeit mit einer kurzen Verschlimmerung straft, und die Wirkungen der Arzneey verändert und abgekürzt werden.

Auf diese einfachen von der Natur und Vernunft geheiligten Grundgesetze gestützt, wurden, wie überall, so auch in dieser fürchterlichen Epidemie, die für die verschiedenen Stufen derselben genau passenden und sicher heilenden Mittel gefunden. Man sehe nur, welche Uebereinstimmung zwischen den Symptomen einer gewissen Stufe dieser Krankheit und denen, welche die da gewiss helfende *Bryonia alba* für sich zu erregen im Stande ist, von der eigenen Betäubung bis zu den charakteristischen stechenden Schmerzen in den Gelenken bey Bewegung, so wie zwischen denen, welche eine andere Stufe bezeichnen, und denen des *Rhus toxicodendron*! Wer, hat er je das Stadium des Deliriums in dieser Krankheit genau beachtet, wird nicht, erinnert er sich des Bildes, eines durch *Hyosciamus niger* stärker afficirten Menschen, die grosse, unverkennbare Aehnlichkeit, welche beide Zustände darbieten, finden? Und eben weil es so ist, müssen auch diese und einige andere, für einige seltene Zustände der Krankheit passende, hier nicht erwähnende Mittel, ganz auf diese Weise, in dieser unendlichen kleinen Gabe, in dieser Einfachheit gereicht, dieselben bewundernswürdigen Heilwirkungen hervorbringen; eben desswegen konnte, wie ich und andere unbefangene Beobachter (z. B. Günther in Penig in Nr. 126 des allgem. Anz. 1814) sahen, die Krankheit, obgleich in ihrer fürchterlichsten Höhe, oft in noch nicht 24 Stunden gründlich geheilt werden. Da ist an keine chronische Nachkrankheit — die sichere Folge unzweckmässiger Behandlung der acuten Krankheit, — zu denken, da kehrt, bey gehöriger Lebensordnung, die blühende Gesundheit des Geistes und Leibes, schnell und dauernd zurück.

Zu Leipzig, wo diese Epidemie aus bekannten Ursachen am fürchterlichsten wüthete, und wo die wohlthätige Hand des grossen Meisters der Kunst unmittelbar wirkte, wurden durch sie unzählige Menschen gerettet, und nur eine alte Person ward das Opfer, mehr der übeln Abwartung als der Kunst. Ebenso verhielt es sich im Frühling 1813. So wie die Beschaffenheit der Epidemie damahls war, passten auch ganz andere Mittel. *Nux vomica* (*Pulsatilla nigricans*) u. e. a., wurden damahls auf eben so rationellem Wege als hier specifisch passende Mittel gefunden und mit eben dem glücklichen Erfolg angewendet, als ein halbes Jahr später, bey ganz veränderten Umständen, *Bryonia alba*, *Rhus toxicodendron*, *Hyosciamus niger*, *Sp. Nitr. dulc.* u. a. —

Wer wollte einer Kunst seine innige Theilnahme, seine warme Anhänglichkeit versagen, deren Grundgesetze so einfach als ihre Mittel sind, deren hohe Tugenden Bestimmtheit, Klarheit und naturgemässes Handeln heissen, mit deren Hilfe sie durch schnelle, sichere, sanfte und dauerhafte Heilung der in Rede stehenden Krankheit so wohl als aller übrigen Leiden, selbst der langwierigsten, und für unheilbar gehaltenen, des Leibes und der Seele, ihren schönsten Triumph feyert?

## XIII.

*Belehrung über die venerische Krankheit und ihre gewöhnlich unrechte Behandlung.*

(Num. 211 u. 212. Allgem. Anz. d. Deutschen, d. S. u. 9. Aug. 1816.)

So lange die Mängel der Staatsverfassungen die Ehe noch erschweren, so lange die Ledigkeit und Ehelosigkeit noch für feinen Ton, die Ehe aber für ein politisches Joch und nicht für die ehrwürdigste Verbindung beider Geschlechter zu ihrer moralischen und physischen Vervollkommnung, vorzüglich aber zur Ausbildung der echten Menschheit und des Göttlichen und Unsterblichen in ihnen angesehen wird, so lange man in der merkwürdigen Verschiedenheit der beiden Geschlechter bloss einen Gegenstand der Wollust finden, und in der Vereinigung mit dem gegenseitigen Geschlechte nichts Erhabeneres als thierische Zusammenkoppelung, nicht aber wechselseitige Mittheilung und Verschmelzung ihrer beiderseitigen Vorzüge zu einem edlern Ganzen beabsichtigen wird, so lange wird der vom Moralischen so widernatürlich getrennte, allmächtige Begattungstrieb seine Sättigung in den Armen der feilen Buhlercy zu suchen, und, als Zugabe, die verderbliche Seuche, zu holen nicht unterlassen, und so lange ist auch an Ausrottung dieses so mittheilbaren Giftes nicht zu denken.

Dem Arzte liegt es ob, die sich ihm anvertrauenden Kranken dieser Art zu heilen, da die Heilkunst (so wie die Rechtspflege) die Uebel unter den Menschen weniger zu verhüten, als die entstandenen wieder gut zu machen Beruf hat. Die Arzneykunst sollte daher in dieser schmachlichen und verderblichen Krankheit sich auch wirklich als Helferin, wofür sie sich ausgiebt, erweisen, wenn sie ihrer Sache kundig wäre. Es sollte die Hülfe hier um desto leichter und gewisser seyn, da die venerische Krankheit eine der wenigen glücklichen ist, die sich in ihrem Ursprunge und in ihrer Natur immer gleich bleibt (in ihren Anfängen folglich nicht verkannt werden kann) und deren specifisches Heilmittel (Quecksilber) auch bald nach ihrem Ausbruche, schon vor 323 Jahren, in der Hausmittelpraxis durch glücklichen Fund entdeckt worden war. Da hätte man also wohl erwarten sollen, dass die Aerzte wenigstens in dieser Krankheit zweckmässig verfahren, und in dieser so langen Zeit wenigstens diese Krankheit gründlich, leicht und dauerhaft zu heilen gelernt haben würden, wenn auch ihr Curiren aller übrigen Krankheiten nur subjective und objective Täuschung geblieben wäre, wie es auch blieb; was sich noch einigermaßen damit entschuldigen liesse, weil fast alle übrigen Krankheiten so unnenntbar von einander und unter sich selbst abweichend sind und auch das in jedem Falle derselben Helfende ein ewiges Räthsel blieb, bis die Homöopathie es lösete.

Aber, nein! auch jene so deutlich erkennbare venerische Krankheit haben sie verkannt und eine verkehrte und schädliche Behandlung ist die Folge dieser Misskenntnis gewesen. Noch bis auf diese Stunde wird fast von allen Aerzten der bewohnten Erde, in Peking wie in Paris und Philadelphia, in London wie in Wien, in Petersburg wie in Berlin, die venerische Krankheit von ihrem Anfange an verpfuscht, und die örtliche Vertreibung des Schankers für das Hauptgeschäft der Cur der venerischen Krankheit angesehen, der innere Gebrauch des Quecksilbers dabej aber nur als eine Nebensache; ja es ist öffentlich

gelehrt worden, dass, wenn der Schanker nur erst einige Tage gestanden habe, die bloss örtliche Ausrottung desselben zur Cur hinreichend sey. \*) Und doch giebt es nichts Zweckwirdigeres und nichts Verderblicheres, als dieses Verfahren.

Ich werde zuerst seine Zweckwidrigkeit zeigen. Die Analogie mit andern miasmatischen Ausschlagskrankheiten wird uns dahin führen. Die venerische Krankheit entsteht bloss durch Ansteckung mittelst körperlicher Berührung. Nun haben alle ansteckende Krankheiten die gemeinsame Beschaffenheit, dass an der Stelle des Körpers, wo das Gift zuerst angebracht worden war, anfänglich nichts Verändertes zu spüren ist, wenn gleich die Ansteckung geschaffet hat. Man schabe die Oberhaut an eines Kindes Arme bis auf die empfindliche Lederhaut, und reibe da drauf entweder Kindblatterreiter ein, oder Kuhpocken-Lymphe, und es wird durchaus keine Veränderung an dieser Stelle die ersten Tage wahrzunehmen seyn. Erst nach dem vierten Tage bey der Kuhpockenanstekung und weit später bey der Kindblatteranstekung fängt eine Veränderung an der geimpften Stelle sich zu zeigen an, und erst den siebenten Tag bildet sich mit Fieber die vollständige Kuhpocke an diesem Theile aus, und den zwölften, vierzehnten Tag die Kindblatterpocke. Beides nicht eher, als bis die innere Ansteckung und Ausbildung dieser Krankheit im ganzen Körper vollendet ist. So ist's mit den Masern und andern schnell verlaufenden Ausschlagskrankheiten. Nämlich die Stelle, worauf das ansteckende Gift zuerst angebracht war, bringt nicht eher den jeder Krankheit eignen Ausschlag hervor, als bis der ganze Organismus verändert und durchaus vollkommen angesteckt ist. Und so hinwiederum: das vollständige Hervorkommen des specifischen Ausschlags ist ein untrüglicher Beweis der vollendeten inneren Ansteckung und Ausbildung der jedesmaligen miasmatischen Krankheit. Die Kuhpockenkrankheit ist im ganzen Körper völlig zu Stande, sobald die Kuhpocke in der Nähe, wo ihre Lymphe zuerst eingerieben ward, in ihrer Vollständigkeit hervorgetreten ist mit ihrem rothen, harten Umkreise, und so ist es mit den übrigen Ansteckungskrankheiten.

Doch ist schon von dem Augenblicke an, wo das Miasma geschaffet hat und der ganze lebende Körper die Gegenwart seiner Einwirkung inne geworden ist (sie percipirt hat), das Gift nicht mehr bloss örtlich an dem Orte der Einreibung; es würde

\*) Die dreitesten Beförderer dieser Irrlehre waren Girtanner und A. F. Hecker. Ersterer lehrt (Abhandl. üb. d. vener. Krankheit, Göttingen 1803, S. 215.): „Die frischen Schanker müssten bloss örtlich geheilt, weggebeizt, vertrieben werden. Anfangs müsse das Gift bloss an der Stelle zerstört werden, denn dann habe es noch nicht Zeit gehabt, eingesaugt (?) zu werden.“ — und Hecker lehrt keck (über die venerische Krankheit, zweyte Aull. S. 67.): „beym Schanker liege das Gift gleichsam ausser dem Körper;“ „er weiche daher (S. 180.) der bloss äussern Behandlung (durch austrocknende und beizende Mittel) ohne üble Folgen (?) und wenn er nicht über zwölf Tage gestanden habe (S. 182) müsse man „es bloss bey der äussern, örtlichen Behandlung bewenden lassen.“ Fast alle übrige Schriftsteller neigen sich, doch nicht so plump, auf diese Seite. — Hunter, Bell, Schwedjaur u. s. w.

dann doch die volle Ansteckung erfolgen, wenn auch die Stelle der Einimpfung herausgeschnitten würde. Schon in dem Augenblicke, wo die Einimpfung gehaftet hat, ist der erste allgemeine Angriff auf den Körper geschehen und die Ausbildung der vollständigen Krankheit aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr durch Zerstörung des eingepflichten Theiles zu vermeiden.

Beym Biss des tollen Hundes, wo der Körper aufgelegt war, vom Miasma ergriffen zu werden\*), hat man unleugbare Erfahrungen, dass selbst die Ausschneidung\*\*) und Ablösung des begehrtesten Theiles nicht vor dem Ausbruche der Wasserscheu schützt.

Die Menschenpockenkrankheit würde dennoch völlig zu Stande kommen, wenn auch in dem Augenblicke, wo der Impfstich gehaftet hat, der eingepflichte Theil herausgeschnitten würde.

So wenig örtlich bleibt das Miasma, sobald es im Körper gehaftet hat. Schon dann kann die völlige Ansteckung des ganzen Körpers und die allmähliche Ausbildung der miasmatischen Krankheit im Innern durch örtliche Behandlung nicht weiter gehindert werden.

Vollkommen ausgebildet im ganzen Organismus ist jedoch die Krankheit nur dann zu achten, wenn an der Impfstelle die vollkommene Pocke hervorgetreten ist.

Die miasmatischen Ausschlagskrankheiten nämlich zeigen ihre Vollendung im Innern durch Hervorbruch einer oder mehrerer verschlossenen, kleineren oder grösseren Beulen an.

So kömmt die sogenannte schwarze (Brand-) Blatter an der Stelle, welche mit dem Blute eines an dem Milzbrande gestorbenen Rindes (vor etwa vier Tagen) bespritzt worden war, und eben so die Kuh- oder Menschenpocke vorzüglich und zuerst an der Impfstelle oder in ihrer Nähe hervor, und eben so die Wollarbeiterkrätze.

Diese letztere gehört zu den langwierigen Ausschlagskrankheiten (wie die venerische Krankheit) und die Natur bringt auch bey ihr die Krätzpusteln zuerst in der Nähe der Stelle, die vom Krätzgifte anfänglich besudelt ward, hervor, z. B. zwischen den Fingern und an der Handwurzel, wenn die Hände (Handfläche) zuerst angesteckt wurden. Sobald dann die Krätzbläschen wirklich zum Vorschein kommen, so ist diess ein Zeichen, dass die innere Krätzkrankheit schon völlig ausgebildet ist. Denn anfänglich ist an dem angesteckten Orte durchaus keine krankhafte Veränderung zu bemerken, kein Jücken, kein Krätzbläschen. Gewöhnlich erst neun, zwölf, vierzehn Tage

\*) Denn bey vielen, vom wüthigen Hunde Gebissenen haftet das Wuthgift nicht; gewöhnlich gehen von zwanzig Gebissenen achtzehn, neunzehn leer aus, ohne Nachtheil, wenn sie auch nicht das mindeste Gegenmittel brauchen. Daher die vielen ungegründeten Lobspüche einer Menge angeblicher Schutzmittel; sie können leicht alle schützen, wenn das Gift bey dem Gebissenen nicht gehaftet hat, wie so oft.

\*\*) Ein achtjähriges Mädchen in Schottland ward im Jahre 1792 den 21. März von einem tollen Hunde gebissen; ein Wundarzt schnitt sogleich die Wunde ganz rein aus, (erhielt sie in Eiterung und gab Quecksilber bis zum gelinden Speichelflusse) und dem ungeachtet brach die Wasserscheu aus, und der Tod erfolgte den vierzigsten Tag nach dem Bisse. *The new London medical Journal, Tom. II.*

nach Einreibung des Krätzgiftes erscheint unter einem, von vielen Personen nicht geachteten Fieberchen der Ausbruch der ersten Krätzpusteln, — eine Zeit, welche die Natur nöthig hatte, um die volle Ansteckung, das ist, die Ausbildung der Krätzkrankheit im Innern durch den ganzen Organismus zu vollenden. Die nun erscheinenden Krätzpusteln sind daher kein bloss örtliches Uebel, sondern nur der Beweis der Vollendung der innern Krätzkrankheit. Das Krätz-Miasma, sobald es die Hand besudelt hat, bleibt in dem Augenblicke, wenn es gehaftet hat, ebenfalls nicht mehr örtlich, sondern fährt fort, das Innere des Körpers zu verändern und zu dieser eignen Krankheit auszubilden, bis die durchgängige Ansteckung vollendet ist, und dann (nach mehreren Tagen) erst erscheint der vom innern Uebel erzeugte Ausschlag auf der Haut und zwar zuerst in der Nähe der ersten Ansteckungsstelle. Diese Krätzpusteln sind ein vom innern Organismus auf der Haut hervorgebrachtes After-Organ, von der Natur bestimmt, der äusseren Stellvertreter des innern Uebels zu seyn, es gleichsam auf sich zu nehmen und zu absorbiren und es so beschwichtigt schlummernd und latent zu erhalten, welches man daraus sieht, dass, so lange sie auf der Haut stehen und jücken und zu eiteln fortfahren, die innere Krankheit nicht zum Vorschein kommen kann, und daraus, dass, sobald sie einseitig auf der Haut vernichtet werden, ohne vorgängige Heilung der inwohnenden (besonders der etwas veraltenden und so allmählich vergrösserten, Krätzkrankheit mittelst innern Gebrauchs ihres spezifischen Heilmittels, des Schwefels, dieses innere Uebel dann schnell, oft fürchterlich hervorbricht, als Lungenvereiterung, Sticfluss, Wahnsinn, Wassergeschwulst, Schlagfluss, Blindheit, Lähmung, auch nicht selten plötzlich tödtet.

Einen sehr ähnlichen Vorgang bemerkt man bey der venerischen Krankheit. An der Stelle, wo das venerische Gift (z. B. bey unreinen Beyschlafen) zuerst eingerieben ward, ist ebenfalls die ersten Tage über gar keine krankhafte Veränderung zu spüren. Das Gift hat zwar da zuerst die lebende Faser berührt, aber in dem Augenblicke, wo die Ansteckung gehaftet hat, d. i. wo der lebende Körper die Gegenwart und Einwirkung des Giftes empfunden (es percipirt) hat, in demselben Augenblicke ist es nicht mehr bloss örtlich, es ist schon das Eigenthum des ganzen Organismus. Von diesem Augenblicke an geht die spezifische (venerische) Veränderung im Innern vor sich und geht fort, bis sich die venerische Krankheit im Innern vollständig ausgebildet hat, und dann erst bringt die vom innern Uebel belastete Natur das After-Organ, den Schanker, welcher zur Beschwichtigung des innern Leidens von ihr geschaffen wird, in der Nähe des zuerst angesteckten Theiles hervor\*). In der Nähe, sage ich, denn nicht immer genau an der Stelle der anfänglichen Einreibung, zuweilen selbst am Scrotum u. s. w. entsteht er, zuweilen, obgleich seltner, bloss im Schosse, als Schossbeule (*poulain*), welche ebenfalls eine Art von Schanker ist.

Zur Beschwichtigung und zur Stellvertretung für das innere venerische Gemeinleiden bringt die Natur den Schanker

\*) Zuerst als ein Bläschen, welches sich in einigen Stunden vergrössert und zum (hart im Boden anzufühlenden) Geschwürchen aufblühet.

hervor; denn selbst zwey und drey Jahre lang, wie ich sah, an ihrer Stelle ungehindert stehende (sich freylich allmählig vergrößernde) Schanker lassen die inwohnende allgemeine venerische Krankheit nicht zum Ausbruche kommen. Am ganzen übrigen Körper bemerkt man, so lange der Schanker ungehindert stehen blieb, kein venerisches Uebel, keine Lustseuche.

Höchst wahrscheinlich ist die Ansteckung während der unreinen Begattung schon in den ersten Secunden geschehen und dann hilft alles Abwaschen und Reinigen der Zeugungstheile nichts mehr; die Natur geht ihren Gang der Veränderung des ganzen Organismus, wie sie dieser Krankheit eigen ist, von da an ungehindert fort. Die Natur braucht aber von dem Augenblicke der ersten örtlichen Ansteckung an zu unsern Zeiten, mehrere, gewöhnlich 7, 10, 14 Tage, nicht selten drey und vier Wochen, ja man hat Beyspiele von 5, 6, 7 und 8 Wochen, ehe sie mit Ausbildung des innern venerischen Uebels fertig ist, und zum Zeichen der vollendeten, innern, allgemeinen venerischen Krankheit erscheint erst dann der Schanker auf der Haut, welcher Zeuge des nun inwohnenden Uebels gleichsam das palliative Amt der Stellvertretung, Entladung und Beschwichtigung desselben zu übernehmen von der Natur bestimmt ist.

In den ersten 30, 40 Jahren nach Entstehung der venerischen Krankheit, d. i. vom Jahre 1493 an, bis in das erste Drittel des folgenden Jahrhunderts, war dieses Ansteckungsgift noch weit schlimmer als jetzt; die Natur sträubte sich damals auch oft weit länger, ehe sie die allgemeine innere Krankheit im Organismus vollenden liess; oft mehrere Monate nach geschehener örtlicher Ansteckung giengen hin, ehe damals der Schanker ausbrach. Damahls war dann auch vor seinem Ausbruche die Gegenwirkung des Körpers und das allgemeine Uebelbefinden, als Zeichen der vor sich gehenden Ausbildung der venerischen Krankheit im Innern, weit deutlicher und auffallender\*) als jetzt, wo das Ansteckungsgift um vieles milder ist. Diesen ihren Gang geht die venerische Krankheit noch jetzt, denn sie hat seit jener Zeit bloss ihre Heftigkeit gemindert, aber nicht ihre Natur verändert. Noch bis auf den heutigen Tag ist gleich nach der Ansteckung an der Stelle nichts, nicht das mindeste Veränderte zu sehen; bloss im Innern geht die Veränderung vor und ein allgemeines Uebelbefinden wird bey feinfühligem Angesteckten wahrgenommen so lange, bis die durchgängige Umänderung des Organismus durch das venerische Gift bewirkt ist, mehrere Tage oder Wochen lang, worauf

\*) Um das Zeugniß mehrerer andern damaligen Aerzte, eines C. Torella, W. Massa, A. Ferro, P. Hanschard zu übergehen, lese man nur die Beschreibung des Siechthums vor dem Ausbruche des Schankers (damals *caries* genannt) bey den zu jener Zeit Angesteckten; man lese in *Luisini Collectio script. de morbo Gall. Venet. 1566. Tom. I.*, was H. Fracastorius S. 163 und 173 und Fallopius S. 677 davon berichtet, und man wird erstatten, wie allgemein krank, siech und elend die Angesteckten oft mehrere Monate lang umherzichlichen, ohne dass an ihren Zeugungstheilen indess die mindeste Veränderung zu sehen war, bis endlich, nach vollendeter inneren Ausbildung der venerischen Krankheit der Schanker mit voller Wuth ausbrach, und das allgemeine Uebelbefinden mächtig und gleichsam auf sich nahm.

dann erst der Schanker von der Natur an der geeigneten Stelle hervorgebracht wird, als untrügliches Zeichen der vollendeten Ausbildung der venerischen Krankheit im ganzen Organismus und als Beschwichtiger des innern Siechthums, und nach dem Ausbruche des Schankers lässt die bisherige Müdigkeit, Lässigkeit, Abgestumpftheit des Gemeingefühls, Niedergeschlagenheit des Geistes, die erdfarbne Blässe des Gesichts mit blauen Rändern um die Augen, u. s. w. nach. Das innere venerische Uebel bleibt dann wie gebunden (latent) und verborgen, und kann nie als Lustseuche ausbrechen, so lange sein äusserer Stellvertreter und Beschwichtiger unangetastet an seiner Stelle stehen bleibt; wenn aber die inwohnende venerische Krankheit durch den bloss innern Gebrauch der besten Quecksilberbereitung völlig vernichtet und geheilt worden ist, dann heilt der Schanker sogleich von selbst, ohne Zuthun des geringsten äussern Mittels; wird er aber äusserlich vertrieben, ohne Heilung des innern Uebels, dann bricht dieses unaufhaltbar als Lustseuche aus.

Was würde nun nach dieser Entstehungsweise und Beschaffenheit der venerischen Krankheit und nach dieser wahren Bedeutung des Schankers dabey, welche auf unumstösslichen Erfahrungen beruhen, selbst schon vom schlichten gesunden Menschenverstande für ein Heilplan in dieser Krankheit vorgeschlagen werden? Doch wohl kein anderer, — denn ich habe einen hohen Begriff vom Ausspruche des gesunden, reinen Menschenverstandes, — als: „Heile das venerische Uebel des ganzen Körpers durch das innere beste Heilmittel bis zu seiner vollständigen Austilgung, das ist, bis der durchaus geheilte Organismus weiter keines giftigen Schankers, keines äussern Beschwichtigers und Stellvertreters für die nun vernichtete innere venerische Krankheit mehr bedarf, und er muss in dem Zeitpunkte der vollendeten innern Heilung nun von selbst zum gutartigen Geschwüre werden, ohne Zuthun einer äussern Beyhülfe, und schnell von selbst zuheilen, ohne Zurücklassung irgend einer Spur seiner vorigen Anwesenheit“).

So, dünkte ich, würde der schlichte Menschenverstand raten und sorgfältig warnen, dass der Schanker doch ja weder vor noch während einer innern Cur von irgend einer Art örtlicher Mittel angetastet werde, was etwa seine vorzeitige Verschwindung bewirken könnte, da er allein als sicheres Zeichen der inwohnenden venerischen Krankheit dem Kranken und dem Arzte untrüglich durch seine fortwährende Anwesenheit bey der innern Cur beweisen kann, dass die Heilung des durch den ganzen Körper verbreiteten Uebels nicht vollendet ist, dagegen aber durch seine vollkommene Selbstheilung während des innern Quecksilbergebrauchs (ohne angewendete äussere Mittel irgend einer Art) den unverwerflichsten Zeugen abgiebt, dass die Heilung vollkommen zu Stande ist, und die Natur dieses

\*) Es ist merkwürdig, dass jeder ohne vorgängige Heilung der innern Krankheit weggebeizte Schanker immerfort einige Rötthe und Härte hinterlässt, so lange als das Gift im Innern noch nicht getilgt ist; es müsste dem eine Schossbeule an seine Stelle getreten seyn, die dann statt seiner das Amt der Stellvertretung und Beschwichtigung des innern Leidens übernimmt.

Beschwichtigungs-Organ für ein inwohnendes venerisches Leiden nicht mehr bedarf, da es durch die innerlich gegebene Arznei vollständig geheilt und vernichtet worden ist.

Da nun noch überdiess die Erfahrung unwidersprechlich lehrt, dass, wenn man den Schanker örtlich vertreibt und so der Natur diesen Beschwichtigter und Stellvertreter der innern venerischen Krankheit durch äussere austrocknende oder reizende Mittel raubt, jederzeit und in allen Fällen dann entweder bald ein Schoosgeschwür (*Poulain*) oder nach einigen Monathen die allgemeine venerische Seuche (Lustseuche) ausbricht, so hätte man glauben sollen, die Aerzte würden schon nach dem gesunden Menschenverstande die wichtige Unverletzlichkeit des Schankers eingesehen und, ohne seine Gegenwart durch das mindeste äussere Mittel zu stören, jedesmahl bloss die innere Behandlung durch die besste antivenerische Arznei bis zur völligen Heilung des ganzen Körpers von dieser Krankheit sich zur Pflicht gemacht haben.

Aber, nein! Ungeachtet aller jener, die wahre Natur und Bedeutung des Schankers beweisenden, laut sprechenden Thatsachen haben fast alle Aerzte und Wundärzte auf der ganzen bewohnten Erde fortgefahren, ihn für ein bloss örtliches, Anfangs unbedeutendes und nur an der obern Fläche der Haut haftendes Geschwürchen anzusehen, und ihn örtlich so bald als möglich auszutrocknen und zu zerstören sich bemüht, ja diese Schankerzerstörung für das Hauptstück ihrer Cur angesehen, gleich als gieng von ihm (dem Schanker) die venerische Krankheit wie von ihrer Quelle aus, gleich als sey er der Anfänger und Bewirker derselben, da er doch nur ein Erzeugniss der schon vollendeten innern venerischen Krankheit ist, welches sie schon daraus hätten abnehmen können, dass der Erfolg der auch noch so zeitig und selbst an dem Tage ihrer ersten Erscheinung örtlich zerstörten Schanker\*) stets die, hinterdrein ausbrechende Lustseuche war, so wie aus der unwidersprechlichen Erfahrung, dass nicht ein einziger Kranker der Venusseuche entgeht, wenn man den Schanker bloß örtlich verichtet hat\*\*).

\*) John Hunters Abhandl. üb. die ven. Krankheit, Leipzig, 1787, S. 551 — 553.

\*\*\*) Hunter a. a. O. S. 63: „Nicht ein Kranker von fünfzehn wird der Lustseuche entgehen, wenn man den Schanker bloss örtlich vertilgt“

So sagt auch *Fabre* (*Lettres, supplement à son traité des maladies vener. Paris 1786.*): „Ein Schanker verursacht stets die Lustseuche, wenn er bloss mit äussern Mitteln behandelt wird.“ Man verfallt hier nicht auf die Meinung, dass diese örtlich reizenden Beizmittel eine Zurücktreibung des Giftes aus dem Schanker in den innern Körper bewirkten und so die Lustseuche hervorbrächten. Nein! ein ohne Reizmittel örtlich vernichteter Schanker hat denselben Erfolg. „Petit (bey *Fabre*, am angezeigten Orte) schnitt einem Französischen einen Theil der kleinen Schamlefze ab, an welcher seit ein paar Tagen venerische Schanker waren; die Wunde heilte zwar, aber die Lustseuche brach dennoch aus.“ Ganz natürlich, da die venerische Krankheit schon vor dem Schanker vollständig im Körper vorhanden ist, und an ihrem Ausbruche als Lustseuche, bloss durch die Gegenwart des Schankers auf der Haut, verhindert wird.

Da nun die inwohnende venerische Seuche nie ausbrechen kann, so lange der Schanker, von äussern Vertreibungsmitteln ungestört, auf seiner Stelle stehen bleibt (er stehe auch noch so lange unangetastet auf seiner Stelle) und die venerische Krankheit in jedem Zeitpunkt, sie sey nun schon als Venusseuche ausgebrochen, oder sie zeige ihre verborgene Gegenwart bloss durch die Anwesenheit des Schankers (oder der Schossbeule), einzig nur durch den innern Gebrauch des (besst zubereiteten) Quecksilbers aus dem Grunde geheilt werden kann\*), (wo dann der Schanker ohne Zuthun äusserer Mittel von selbst mit verheilt), so frage ich, ob es nicht höchst widersinnig, ja sündlich gehandelt ist, den Schanker durch äussere austrocknende und reizende Mittel zu zerstören, da man hierdurch nicht nur nichts von der venerischen Krankheit hinwegnimmt, sondern hiermit auch sich selbst diess bey einer innern Mercurialcur so beweisende Zeichen vollendeter oder unvollendeter Heilung raubt, ja was das Schlimmste ist, dadurch sogar den Ausbruch der Lustseuche bewirkt, welche bis dahin im Innern fortschlummerte (gebunden und latent blieb), und so lange der Schanker noch stand, nie ausbrechen konnte, sondern geheilt und auf immer vertilgt worden wäre, hätte man die Krankheit bloss durch das innere Mittel, bey noch anwesendem Schanker, bis zur Vollkommenheit ärztlich behandelt, das ist, bis auch der Schanker ohne Zuthun eines äussern Mittels verschwunden wäre!

„Wir geben aber doch“ — wenden die Aerzte\*\*) vor — „während unserm Austrocknen und Wegbeizen des Schankers auch innerlich Quecksilber.“

Ich frage; zur Heilung hinreichendes oder unzulängliches? (Unzulänglich muss es gewesen seyn, wenn die Venus-Seuche hinterdrein, wie gewöhnlich, ausbricht).

„Nein! hinreichendes geben wir,“ ist ihre Antwort.

Gut; aber wie erfahren sie in der Cur, ob ihr innerlich gegebenes Quecksilber zur Heilung hinreichend war, da nur der unangetastet gebliebene Schanker, wenn er bloss durch die innere Cur heilt, die einzig sicherste Ueberzeugung hiervon geben kann, er aber von ihnen schon vor oder während der Cur wegbeizt war?

Wäre ihr Quecksilbergebrauch zur vollkommenen Heilung des innern venerischen Uebels hinreichend, so brauchten sie ja den Schanker nicht wegzubeizen; dieser würde und müsste ja mit der innern Austilgung des Uebels zugleich verschwinden\*\*\*), ohne Beygebrauch des mindesten äussern Mittels!

Aber eben weil sie wissen, dass ihre innere Cur nicht zur Austilgung des inwohnenden Uebels, folglich auch nicht zur Selbstheilung des Schankers, hinreicht, ebendesshalb beizen sie

\*) Fritze, über die vener. Krankh. Berlin 1790 und Sam. Hahnemann, Unterricht üb. d. ven. Krankh. Leipz. 1789, S. 273 — 284. 290 — 293. 614 — 635, womit, jedoch mit sich selbst im Widerspruche, auch die übrigen bessern Schriftsteller Schwedjaur, Hunter, Bell übereinstimmen.

\*\*) Die niedrigste Sorte Aerzte will bloss den Schanker gestört haben, z. B. Girtanner, Abh. üb. die ven. Krankheit, Göttingen 1803 S. 216, u. Hecker, über die vener. Krankh. zweyte Aufl. S. 67. 180. 182.

\*\*\*) M. s. Fritze und Hahnemann a. a. O.

den Schanker weg, um doch der Cur das Ansehen vor der Hand zu geben, als sey Alles geheilt, (der arme Kranke wird getäuscht; er muss es wohl glauben, er sey geheilt) und geben dabey — wenn sie's recht gut machen wollen, — innerlich Quecksilber, ohne zu wissen (da der Schanker — als das leitende Zeichen, weg ist), wie viel davon und wie lange es zu geben\*) nöthig sey, in dem Wahne, wenn der Kranke auch nicht völlig dadurch geheilt sey, die Cur des Uebels wenigstens so weit damit zu bringen, als es gehe.

Diess ist aber weniger als Nichts. Denn sie quälen doch den Kranken mit dem Wegätzen des Schankers, ohne Nutzen, vielmehr mit dem grossen Nachtheile des gewissen Ausbruchs der Lustseuche für die Folge, und quälen ihn zugleich mit dem Eingeben einer unbestimmlichen Menge Quecksilbers ganz vergeblich. Denn die venerische Krankheit lässt sich ja nicht zur Hälfte oder zu zwey Drittheilen heilen. Entweder muss sie ganz geheilt werden (und dann lässt sie nie wieder etwas von sich spüren), oder sie ist gar nicht geheilt; selbst bis ganz nahe an die Heilung curirt (aber nicht vollkommen ausgetilgt), ist sie gar nicht geheilt; es ist so gut als nichts gegen sie ausgerichtet worden, denn sie greift unausbleiblich mit der Zeit wieder um sich, und breitet sich wieder eben so weit aus, und setzt sich wieder eben so fest, als wenn gar nichts gegen sie angewendet worden wäre.

Der gewisseste Erfolg also von diesem örtlichen Austrocknen und oft langwierigem, oft sehr schmerzhaftem, das Zeugungsglied auch wohl zum Theil zerstörenden Wegbeizen des Schankers und von dem blinden Beygebrauche innerer Quecksilbermittel, welcher ist er? Dass der Kranke getäuscht werde, er sey geheilt, und dass ein kleineres Uebel (Schanker mit innerlich verborgener venerischer Krankheit) in grösseres Uebel umgewandelt werde! Nun bricht nämlich entweder bald eine Schossbeule (ein neuer, weit beschwerlicherer Stellvertreter der noch inwohnenden venerischen Krankheit) oder (wenn keine erschienen, oder sie abermahls vertrieben worden ist) nach einigen (3, 4, 6, 9) Monathen Lustseuche aus.

\*) Oft reden sie sich damit aus, sie brächten den innern Quecksilbergebrauch bis zur Erscheinung des Mercurial-Fiebers, wodurch sie Heilung erlangten. Aber was nennen diese Leute gewöhnlich Mercurial-Fieber? Etwas was es gar nicht ist, und gar keinen Beweis innerer Heilung giebt; etwa ein Wackeln und Ausfallen der Zähne, Geschwürigkeit des innern Mundes, Backen- und Halsgeschwulst, heftiges Leibschnneiden, Speichelfluss. Nein! nicht jeder heftige Angriff unhülffreicher Quecksilber-Präparate, wie sie jetzt Mode sind, (Calomel mit oder ohne Mohnsaft) ist mit jenem Namen zu belegen; diese Mittel bewirken sehr selten jenen eigenartigen Fieberzustand, der noch als Zeichen innerer Heilung dienen kann, wenn eine böse Hand den noch mehr beweisenden Schanker weggezitt hat. Bloss die reinsten, vollkommensten und daher hülffreichsten Quecksilber-Halb-Oxyde bringen ihn bey venerischen Kranken hervor, wobey dann auch zugleich der Schanker (wenn er noch da ist) von selbst, ohne Zuthun eines äussern Mittels, heilt, zum Zeichen, dass die innere Krankheit vollkommen vertilgt worden war.

Und bricht sie nun aus (wie sie denn unausbleiblich erfolgen muss, wenn die Kranken mit den unhülffreichen Quecksilber-Präparaten nicht so gewaltig bestürmt wurden, dass Leben und Tod mit einander rang, da dann, im Fall sie dabey nicht den Weg alles Fleisches giengen, einige wenige derselben von ihrer venerischen Krankheit befreuet werden) und der Arzt wird zur Rede gestellt, ob das Tonsillen-Geschwür im Halse, die bläulichen Blüthen im Gesichte bis in die Stirnhaare, die runden, kupferfarbhen Flecken auf der Haut u. s. w., nicht noch Reste der geheilt gewähnten venerischen Krankheit seyen: so sucht er sich gewöhnlich mit dem Vorgeben herauszuhelfen: „er habe ihn ja damahls gut auscurirt, es sey ja damahls nichts mehr an ihm zu sehen gewesen“ (er hatte ihn den Schanker weggebeizt, und so den Beweis der noch inwohnenden Krankheit den Augen entzogen; diess giebt er für Heilung aus) — „der Kranke müsse sich in den 4, 6, 9 Monathen gewiss von neuem haben anstecken lassen, wovon dann dieses venerische Halsgeschwür, u. s. w. entstanden sey.“

So müssen die betrogenen Leidenden ausser ihrem Unglück noch die Schande des Arztes auf sich nehmen, weil sie nicht wissen, wie Lustseuche entstehen kann und muss.

Sie kann bloss von nicht geheilter inwohnenden venerischen Krankheit kommen, deren äusserer Stellvertreter und Beschwichtiger (der Schanker, der, so lange er ungestört da steht, die Lustseuche nie ausbrechen lässt) vom Arzte örtlich zerstört worden, und er also nicht mehr ihren Ausbruch aufhalten kann. Und wenn unser Kranke seit der örtlichen Wegbeizung seines damahligen Schankers sich auch mehreren verdächtigen Beyschlafs bewusst wäre, aber davon keinen Schanker bekommen hätte: so ist er von neuem nicht angesteckt worden, und es muss die ausgebrochene Lustseuche ohne Widerrede von dem ehemals weggebeizten Schanker, also von der Missbehandlung seiner damahligen venerischen Krankheit herrühren. Denn nie ist es in der Welt geschehen, dass Lustseuche ohne vorgängigen (zerstörten) Schanker erfolgt wäre\*); kein richtig bestätigtes Beyspiel lässt sich davon aufweisen.

Wüssten diess die Kranken, deren ausgebrochene Lustseuche der Arzt auf eine neuere Ansteckung schieben will, ohne dass sie indess einen neuen Schanker gehabt (und vertrieben hätten), so wüssten sie was sie dem Arzte auf eine solche Abwälzung seiner Schande auf sie (die von ihm Verpfuschten) zu antworten hätten.

Hierin aber unwissend müssen die Kranken den Schaden nebst der Schande auf sich nehmen; er unterwirft sie einer neuen Quecksilber-Cur, und wenn diese nicht noch weit heftiger und weit angreifender von ihm getrieben wird, als die anfängliche bey Schanker-Wegbeizung war, wenn, sage ich, mit den gewöhnlichen untauglichen Quecksilber-Präparaten auf den Kranken nicht fast bis zur Lebensgefahr hineingestürmt wird, so wird auch mit dieser zweyten Cur keine gründliche Krankheitsstilgung bewirkt; der Kranke wird zwar z. B. von seinem Halsgeschwüre frey (denn jedes der ersten Uebel der Lustseuche vergeht leicht, auch durch wenige und schlechte Mercurialmittel, welche die Krankheit nicht aus dem Grunde heilen) aber

\*) Hunter a. a. O. S. 487 sagt: „Vielleicht nicht bey Einem unter Fünfhundert, d. i. bey Keinem.“

es kommt nach einigen oder mehreren Monathen ein neues Lustseuche-Symptom an seiner Stelle — und nach einer dritten, vierten ähnlichen, unvollkommenen Quecksilber-Cur, ein drittes, viertes Leiden nach der Reihe hervor, endlich die Gelenk-übel und die nächtlich peinigen Knochenschmerzen, wogegen die eingeführten unhülffreichen Quecksilbermittel, Holztränke und Bäder nun nicht weiter helfen, der Kranke wird im Stiche, das ist, seiner Qual überlassen.

So entsteht aus einem kleinern anfänglichen Uebel (denn die anfängliche, noch mit Schanker begleitete venerische Krankheit lässt sich durch die bessten innerlich gegebenen Mercurial-Präparate leicht heilen) eine Reihe vieljähriger und, der wiederholten, Gesundheit zernichtenden Curen wegen, oft lebensgefährliche Leiden und Verunstaltungen, und diess alles — aus anfänglicher örtlicher Vertreibung des Schankers, der zum Beschwichtigter des innern Uebels, zum steten Verhüter des Lustseuche-Ausbruchs und zum sichern Belehrender des Arztes, ob die innere Cur vollendet (wenn er durch sie von selbst heilt), oder die Krankheit noch nicht gründlich geheilt sey (wenn er unverändert auf seiner Stelle verharret) vom allgütigen Urheber der Natur bestimmt war.

Nur durch die Besonnenheit der Kranken selbst können die Aerzte endlich gebessert werden. Jeder zuerst Angesteckte entferne sogleich den Arzt, der das verderbliche Verfahren mit ihm vornehmen will, den Schanker örtlich zu behandeln, er mag nun die zum äussern Gebrauch bestimmten Mittel mit noch so gelinden, noch so verführerischen Namen belegen, selbst wenn er sie kühlende, schmerzstillende, lindernde, erweichende, schmeidigende, zertheilende, reinigende oder heilende nennte: überall liegt darin der Schalk im Hinterharte. Der Schanker als ein so wichtiger Zeuge vom Innern darf unter keinem Vorwande mit keiner Art äusserer Mittel, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, belegt, oder behandelt werden\*). Bloss das Abwaschen der Zeugungstheile mit lauwarmaem Flusswasser oder warmer Kuhmilch sey dem Kranken immer erlaubt.

Dagegen wähle er einen Arzt, welcher unterrichtet von der äussersten Wichtigkeit des Schankers, diesen ganz in Ruhe lässt und bloss die innere Heilung der venerischen Krankheit als Meister zu behandeln weiss, das ist, sie mit dem bessten Quecksilber-Präparate, was dergleichen auszurichten im Stande

\*) Und hätte sich der Kranke verführen lassen, und die äussere Vertreibung des Schankers zugegeben und es entstände, wie gewöhnlich, dafür eine Schossbeule, so bedenke er, dass diese eine gleiche Bedeutung als der Schanker hat, eine Stellvertreterin des inwohnenden Uebels zu seyn, und dass sie bey ihrer ungestörten Anwesenheit die Lustseuche ebenfalls nicht ansprechen lässt. So gestatte er wenigstens diese nicht durch äussere Mittel (Einreibung der schwarzen Salbe unterhalb der Beule, Frictionen genannt, und Auflegung mancherley anderer Dinge) vertreiben zu lassen (die Aerzte nennen es: Zertheilen), denn unausbleiblich erfolgt nach einigen Monathen die Lustseuche darauf, vielmehr lasse er sich einzig, durch die besste Quecksilberbereitung bloss innerlich bis dahin heilen, dass auch die Schossbeule ohne Zuthun äusserer Mittel und ohne Frictionen, von selbst, bey der innern Cur zugleich mit verschwinde; nur dadurch wird er von seiner völligen Genesung überzeugt,

ist, innerlich gegeben (ohne Speichelfluss) vertilgt, dass der Schanker von selbst heilt, ohne Zuthun des mindesten äussern Mittels.

Dann, und nur dann, kann der Kranke seiner Heilung gewiss seyn.

Das besste Quecksilber-Präparat, was diess ausrichten kann, ist das dunkelfarbige, reine Quecksilber-Halb-Oxyd, wovon eine kleine Probe mit einem Tropfen Wasser in der flachen Hand gerieben zu feinen Quecksilberkügelchen, zum Theil mit blossen Augen, zum Theil mit dem Vergrößerungsglase bemerkbar, zusammenrinnt. Meine Bereitungsart desselben steht in vielen Büchern. Bloss diess ist das unschädlichste und kräftigste Präparat, womit die venerische Krankheit in allen Graden geheilt werden kann, ohne Speichelfluss, wenn des Kranken allgemeine Gesundheit nicht sehr zerüttet und geschwächt ist.

Hat aber der Kranke von einem Arzte die Misshandlung erlitten, dass sein Schanker oder die darauf folgende Schossbeule durch äussere Mittel verjagt worden, folglich die Lustseuche ausgebrochen ist, steht er vielleicht schon, nach mehreren langwierigen, vergeblichen Curen mit schlechten Mercurial-Mitteln, in hohen Graden derselben; so muss natürlich die durch so angreifende Behandlungen zerrüttete allgemeine Gesundheit erst wieder hergestellt, und die indess gewöhnlich hinzutretenden Nebenübel erst geloben werden, ehe der Meister der Kunst auch das besste Quecksilber-Präparat zur vollkommenen Heilung anwenden könne.

Bey solchen Meisterstücken von Curen, wo das Uebel so tiefe Wurzel geschlagen hat, und der ehemals vertriebene Schanker nicht mehr zum Leitstern dient, kann Nichts zum Zeichen dienen, dass die Cur bis zur vollkommenen Heilung gediehen sey, als die genaueste Beobachtung, wenn der Zeitpunkt eintritt, wo nach schon wieder völligem Wohlfinden des Kranken, von neuem solche Beschwerden eintreten, die bloss der Wirkung des Quecksilbers eigen sind, die aber dem Kranken in seiner venerischen Laufbahn neu und fast noch nie vorgekommen sind, worunter aber weder Speichelfluss, noch Zahnweh, noch Mundgeschwür, noch Leibscheiden, noch Durchfall zu zählen sind; eine Beobachtung, die jedoch fast bloss durch persönliche Aufmerksamkeit zu erreichen ist.

Leipzig, im May 1816.

Dr. Samuel Hahnemann.

#### XVI.

*Einige Bemerkungen über den Aufsatz des D. Hahnemann, in Nr. 211. des allg. Anz. d. D. 1816, die venerische Krankheit betreffend.*

(Num. 254. Allg. Anz. d. D., d. 22. September 1817.)

Ohne mich bey der Behauptung des D. H., dass der Staat durch Erschwerung der Ehen Schuld an der Verbreitung der venerischen Uebels habe, aufzuhalten, ziehe ich nur einige andere Behauptungen desselben zu näherer Beleuchtung hervor. D. H. nennt die venerische Krankheit eine in ihrem Anfange und Fortgange sehr leicht erkennbare und leicht zu hebende Krankheit. Kann wohl D. H. einen venerischen Mutterkrebs, eine venerische Schwindsucht, Flechte, ein von diesem Uebel

bedingtes Wechselfieber leicht erkennen und heilen, wenn er nicht vorher den Kranken bis zu seinem ersten Lebensjahre, ja über seine Geburt hinaus, dessen Eltern mit Fragen verfolgt? Fragen, die deutlich beweisen, wie unsicher man in diesen Fällen rücksichtlich der Diagnose ist. Findet wohl *D. H.*, diese Krankheit und deren Heilung so leicht? Sollte er niemals an dem so bedenklichen Achselzucken seiner übrigen Collegen Theil genommen haben? Dass diess aber seyn muss, zeigt seine Behauptung, dass unser ganzes Wissen nur subjective und objective Täuschung sey. Ich gebe hierin dem *D. H.* gern recht, aber wer steht uns denn dafür, dass das Subject, *D. H.*, sich nicht auch über sein Object, die venerische Krankheit, eben so hässlich täuscht, als die übrigen Aerzte? Wer hält mich denn ab, den *D. H.* und einen gewöhnlichen Bader in eine Classe zu werfen, wodurch es mir mithin ganz einerley seyn kann, ob ein Professor der Medicin oder ein Bader mich in seiner Täuschung dem Sensemann überliefert. Ob diess jener mit gelehrter Miene und mit Hieroglyphen, oder dieser einfältig und dummdreist thut: diess, dünkt' ich, thäte zur Sache nichts.

Der *D. H.* sieht aus dieser Nutzanwendung, wie weit ein seyn sollendes freymüthiges Geständniss unsrer Erbärmlichkeit und Unwissenheit, unbedachtsam einem unkundigen Publicum vorgetragen, führen kann. Man muss gerecht seyn. Doch um eben dieser Gerechtigkeit ein Genüge zu thun, wird *D. H.* erlauben, auch seine Täuschung ein wenig zu beleuchten.

*D. H.* behauptet, „dass man jeden Schanker, er mag auch noch so lange stehen, unberührt lassen soll.“ — Aber wie, wenn nun dieser Schanker in der Harnröhre sitzt, sie verstopft, und den Durchgang des Urins verhindert? wenn er sich am After befindet, und die Ausleerungen nicht gestattet? oder wenn er im Munde, an der Lippe oder im Halse ist, wo dann der Kranke mit jedem Bissen neues Gift hinunterschluckt? Soll man da den Schanker, 3, 4 — 8 Monathe lang unberührt seyn und wachsen lassen, bis eine hinlängliche Menge Quecksilber im Körper ist? Oder soll der Kranke an Urinhaltung, an Darm-entzündung u. s. w. einstweilen sterben?

Es ist ferner nicht zu läugnen und alle Erfahrungen bestätigen es, dass ein Geschwür, je länger es steht, desto nachtheiliger auf den Organismus wirkt. *D. H.* sagt mit Recht, dass die einsaugenden Gefässe in und auf der Haut das Gift von aussen nach innen führen, wie man diess bey der Blatterimpfung und am Biss eines tollen Hundes sieht. Da nun aber Schanker immer nässen und die Haut umher aufbeizen, die einsaugenden Gefässe desshalb bloss gelegt und geschickt gemacht werden, die aus dem Schanker geschiedene giftige Jauche wieder einzusaugen, also bey bestehendem Schanker eine neue Ansteckung vorauszusetzen ist, so ergiebt sich wohl von selbst, dass, wenn durch chemische Mittel das Gift im Geschwür nicht zersetzt wird, der Schanker auch, ehe die innere Cur geschehen ist, weggebracht werden muss, um die immer erneuerte Ansteckung zu verhindern. Mit dessen Wegbringung schafft der Arzt dem Kranken die zur gänzlichen Heilung so nöthige Ruhe, verbannt wenigstens grösstentheils den so ekelhaften Geruch und gewinnt ein grosses Zutrauen, das man benutzen kann, um den Kranken zu einer regelmässigen Lebensordnung und zum Arznegebrauch zu bestimmen; gewinnt auf diese Art eine Macht über dessen Gemüth, die gewiss nicht gering zu achten ist.

Wer sollte wohl übrigens den Brustkrebs unangetastet las-

sen, so lange man innere Mittel braucht, um nur einen Maststab der fortschreitenden Heilung zu behalten? Wer wird die Wunde eines abgenommenen Fusses offen zu halten suchen, um nur bey gleichzeitig schleichendem Fieber die Wirkungen der China und der nährenden Lebensweise auf den Eiter der Wunde zu sehen? Wer wird einen bösartigen fressenden Schanker oder eine Leistenbeule fortjauchen lassen, um nur einen Maststab für die innere Heilung zu behalten? Hierin wird jeder viel Sündliches und höchst Widersinniges finden, wie *D. H.* sich fein ausdrückt, nicht im Gegentheile, wenn auch *D. H.* seine Schanker noch so fromm und klug unangetastet lässt.

Ich könnte dem *D. H.* noch vieles darüber sagen und zwar aus eigener Erfahrung, aber hierzu fehlt der Raum. Diess wird hoffentlich genug seyn, der Welt zu zeigen, wie sehr Recht *D. H.* hat, wenn er von sich behauptet, dass sein Wissen nur objective und subjective Täuschung sey. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, ich mag dem *D. H.* dieses Himmelreich, seiner Täuschungen nicht muthwillig rauben. Mag er ungestört dabey bleiben.

Möge ihm nun seine Ansicht von seinem Wissen gegenwärtig seyn, wenn er im Eifer die würdigen Aerzte, einen Girtanner und Hecker unter die „niedrigste Sorte der Aerzte“ wirft; möge er nur seiner innern süssen Ueberzeugung eingedenk seyn, wenn er mit seinen Täuschungen die Täuschungen anderer Männer bekriegen will.

*D. W.*

# I n h a l t.

	Seite
I. Bemerkungen über das Scharlachfieber. (Allgemeiner Anzeiger der Deutschen 1808. Num. 160.) . . . . .	1
II. Ueber den jetzigen Mangel aussereuropäischer Arzneyen. (Allg. Anz. d. Deutsch. 1808. Num. 207.) . . . . .	4
III. Ueber den Werth der speculativen Arzneysysteme, besonders im Gegenhalt der mit ihnen gepaarten, gewöhnlichen Praxis. (Allg. Anz. d. Deutsch. 1808. N. 263 u. 264.) . . . . .	8
III. <i>Materia medica</i> betreffend. (Allg. Anz. d. D. 1808. N. 305.) . . . . .	22
V. Beytrag zu den Bemerkungen des Dr. Frankenfeld über den Missbrauch und die daraus entstehenden fürchterlichen Wirkungen der Quecksilbermittel; u. sehnlichster Wunsch die bessere Bildung unserer Aerzte betreffend. (Allg. Anz. d. D. 1808. N. 319.) . . . . .	24
VI. Ueber die Surrogate ausländischer Arzneyen u. die jüngst von der medicinischen Facultät in Wien angegebenen Ueberflüssigkeitsgrade der letzteren. (Allg. Anz. d. Deutsch. 1808. Num. 327.) . . . . .	31
VII. Auszug eines Briefes an einen Arzt von hohem Range über die höchst nöthige Wiedergeburt der Heilkunde, von Dr. S. Hahnemann. (Allg. Anz. d. D. 1808. Num. 343.) . . . . .	36
VIII. Ueber die venerischen Krankheiten und ihre Cur, von Dr. S. Hahnemann. (Allg. Anz. d. D. 1809. N. 94 u. 95.) . . . . .	44
VIII. An einen Doctorand der Medicin von ***. (Allg. Anz. d. D. 1809. Num. 227.) . . . . .	58
X. Belehrung über das Fieber. (Allg. Anz. d. D. 1809. N. 261.) . . . . .	60
XI. Erwiederung von Dr. Samuel Hahnemann. (Allg. Anz. d. D. 1812. Num. 249.) . . . . .	68
XII. Heilart des jetzt herrschenden Nerven- oder Spitalfiebers von — 1 — n. (Allg. Anz. d. D. 1814. N. 6.) . . . . .	69
XIII. Etwas über die Heilung des vom October 1813 bis April 1814 epidemischen Nerven- oder Hospital-Fiebers, von Dr. J. Ernst Stapf. (Allg. Anz. d. D. 1815. N. 9.) . . . . .	72
XIII. Belehrung über die venerische Krankheit und ihre gewöhnlich unrechte Behandlung, von Dr. S. Hahnemann. (Allg. Anz. d. D. 1816. Num. 210 u. 211.) . . . . .	76
XV. Einige Bemerkungen über den Aufsatz des Dr. Hahnemann die venerische Krankheit betreffend, von D. W. (Allg. Anz. d. D. 1817. N. 254.) . . . . .	87

Louis, anatomisch-pathologische Untersuchung über die Lungenschwindsucht. Aus dem Franz. übersetzt von Dr. K. Weese. 1 Thlr. 12 Gr.

Dr. C. F. Lutheritz, der allgemeine Volksarzt. 2 Abtheil. br. 1 Thlr. 8 Gr.

F. H. Martens, Icones symptomatum venerei morbi ad Naturam del. Mit 24 illum. Kfrn. br. 6 Thlr.

Dessen Handbuch zur Kenntniss und Kur der vener. Krankheiten, Zum Selbstgebrauch, für angehende Aerzte und Wundärzte, 2 Theile. 2 Thlr.

Dr. L. Martinet über die Anwendung des Terpentinsöls in dem Hüftweh und einigen andern Nervenschmerzen in den Gliedmassen. Aus dem Franz. übers. br. 10 Gr.

Dr. A. Marthey, über die Gehirnwassersucht. Eine gekrönte Preisschrift. Aus dem Franz. übersetzt von Dr. G. Wendt. 1 Thlr. 8 Gr.

Dr. C. Miquel, von den Konvulsionen der Schwängern Kreissenden und Wöchnerinnen. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. L. Cerutti. br. 16 Gr.

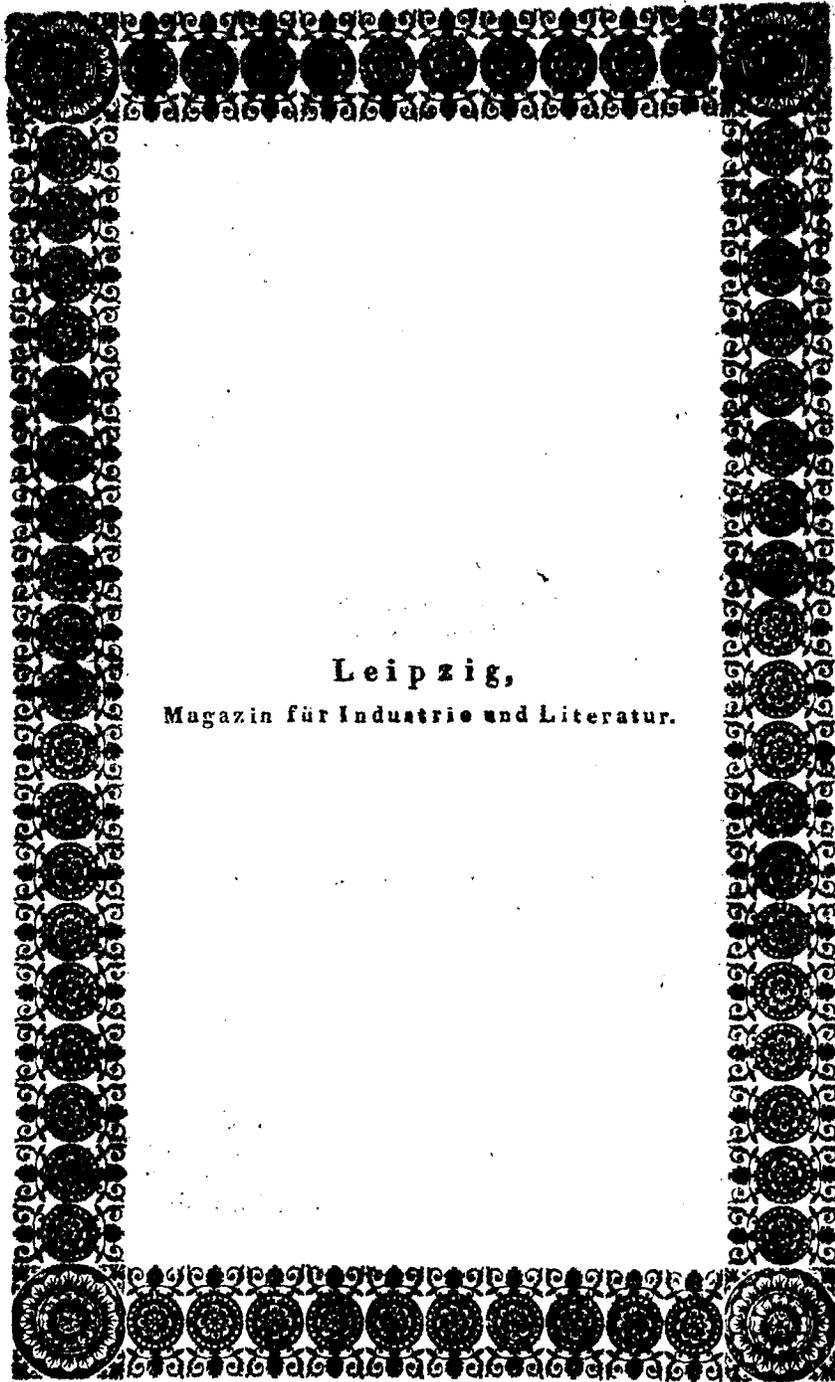
Dr. J. G. Niel, Untersuchungen und Beobachtungen über die Wirkungen der Goldpräparate des Dr. Chrestien in der Behandlung mehrerer Krankheiten, besonders der Syphilis. Herausgegeben von Dr. Chrestien und aus dem Franz. übers. von Dr. L. Cerutti 1 Thlr. 8 Gr.

A. Scarpa, neueste Chirurgische Schriften. Aus dem Ital. übersetzt von Erdmann Thieme. 1r Theil. Mit 8 lithograph. Blättern. br. 2 Thlr.

Die Schutzpockenimpfung, das sicherste Mittel gegen die Menschenblattern. Jungen Aerzten und liebenden Eltern gewidmet. Aus dem Französischen des Dr. Bergeron. Herausgegeben von Dr. L. Cerutti. Mit illum. Abbild. br. 16 Gr.

Praktischer Unterricht über die chemischen Prüfungsmittel oder Reagentien, ihre Bereitung, ihren besondern Gebrauch und ihre Anwendung auf die chemische Analyse. Für Aerzte, Apotheker, Fabrikanten, Droguisten und Gewerbetreibende. Aus dem Französischen der Herren Payen und Chevalier. Herausgegeben v. Dr. L. Cerutti. Mit 2 Kpfrn. br. 1 Thlr. 8 Gr.

Dr. F. Voisin, über das Stammeln, seine Ursachen und verschiedenen Grade. Nebst den Mitteln, diesem Fehler der Aussprache vorzubeugen und ihn zu heilen. Aus dem Franz. übers. von Dr. G. Wendt. br. 6 Gr.



Leipzig,

Magazin für Industrie und Literatur.